

d'Lëtzebuurger **Land**

Land

Kontrolliertes Risiko

Eine Analyse des Corona-Verlaufs an den Schulen zeigt: Im Rückblick hat Bildungsminister Claude Meisch (DP) das Meiste richtig gemacht

Eine Formel in der Software

Die Regierung hat einen Kniff gefunden, um für die Grundsteuerreform die mehr als 300 000 Immobilien nicht allesamt neu bewerten zu müssen

Le théâtre comme résistance

Dans notre série *Autrement/Anders*, Carole Lorang rêve d'un théâtre solidaire et ouvert sur la ville, un lieu de vie

Photo : Antony Dehez

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#34 67. Jahrgang 21. August 2020



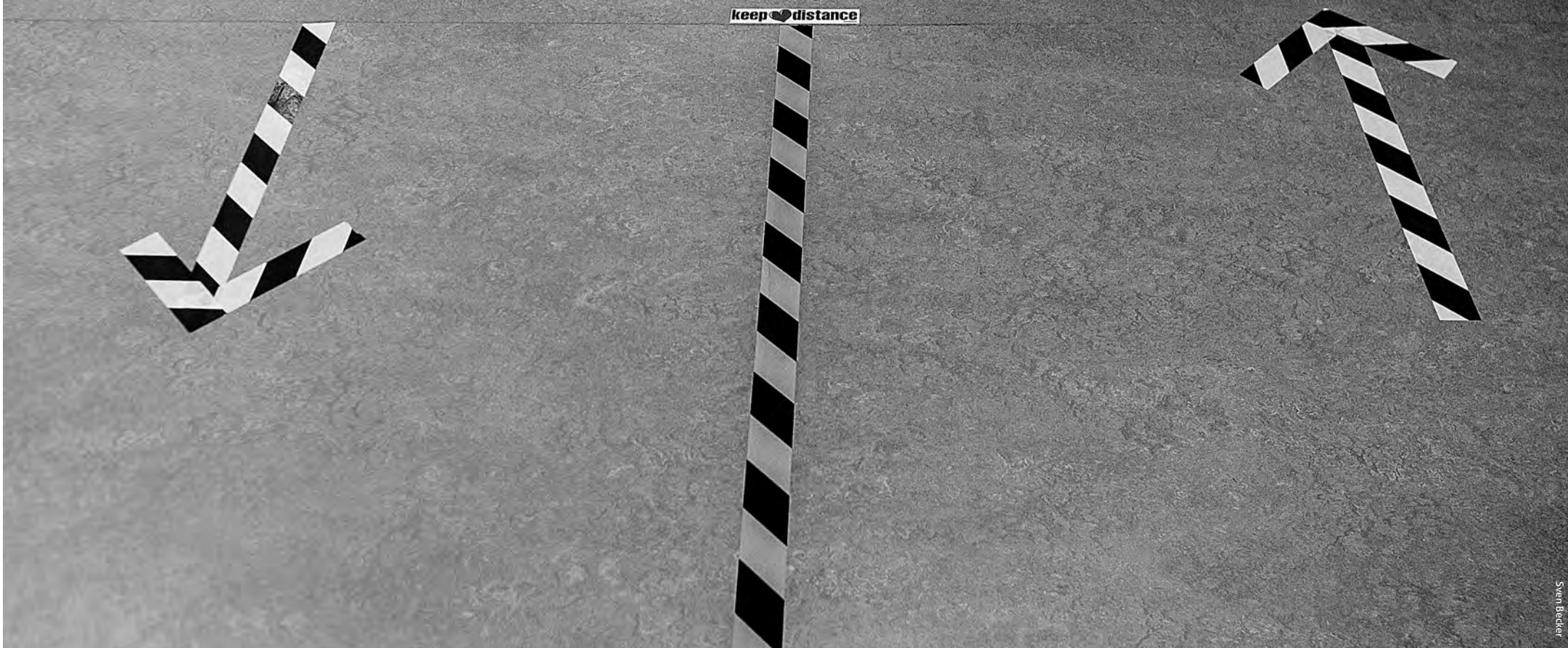
5 453000 174663



2 0 0 3 4

4,00€

Kontrolliertes Risiko



Strikte Hygienemaßnahmen haben geholfen, den Infektionsverlauf in den Schulen vergleichsweise niedrig zu halten

Eine Analyse des Coronaverlaufs an den Schulen zeigt: Im Rückblick hat DP-Erziehungsminister Claude Meisch das Meiste richtig gemacht

Ines Kurschat

„Weiterhin totale Intransparenz der Regierung“, titelte die Alternativ-demokratische Reformpartei (ADR) angriffslustig vergangene Woche. Soeben hatten Gesundheitsministerin Paulette Lenert (LSAP) und Schulminister Claude Meisch (DP) Journalist/innen die Studie *L'école face à la Covid-19 au Luxembourg* zum Verlauf des Corona-Virus' in hiesigen Schulen vorgestellt. 49 Kinder haben sich, so die von Gesundheits-, Hochschulministerium und Uni Luxemburg gemeinsam verantwortete Zwischenanalyse, in der Schule angesteckt, das heißt: in der Klasse, auf den Gängen, auf dem Pausenhof oder sonst im Schulgebäude.

Das habe nach dem 23. Juli noch ganz anders geklungen, erinnert die ADR hämisch in ihrem Pressekommentar. Damals hatte der Erziehungsminister, konfrontiert unter anderem vom *Land* zu mehreren Fällen Covid-19-positiv getesteter Sekundarschüler, wiederholt behauptet, keine der Ansteckungen mit dem gefährlichen Virus seien in der Schule geschehen.

Angreifbare Aussagen Die Empörung der ADR ist dennoch irreführend. Es stimmt, die 20-seitige Studie, die erstmalig das reale Infektionsrisiko an hiesigen Grund- und Sekundarschulen unter die Lupe genommen hat, entlarvt die früheren Äußerungen des Schulministers als das, was sie sind: kalkuliertes Herunterspielen von unbequemen Fakten durch einen Politiker, der Sorge hat, in der Beliebtheitskala (weiter) abzurutschen. Dass sich die von Meisch anfänglich verbreitete Null innerschulischer Infektionen nicht würde halten können, wurde anhand von Augenzeugenberichten rasch deutlich: Dem *Land* wurden Anfang Juli vier positiv getestete Schüler in einem Klassenverbund mitgeteilt, die zu einer Clique zählten. Meisch aber hielt stoischem Bild einer nahezu ansteckungsfreien Schule fest. Und heute haut ihm die Opposition seine Beschwichtigungstaktik um die Ohren.

Auf den ersten Blick muten 49 infizierte Schüler gegenüber nahezu keinem innerschulischen Fall in der Tat viel an. Der Studie zufolge haben 29 Personen von insgesamt 424 positiv Gemeldeten 49 an-

Nach Corona ist vor Corona: Die neue Normalität an den Schulen wird eine andere sein als zur Rentrée 2019/2020

dere Schüler und Lehrer in der Schule angesteckt. Sekundärfälle nennen das die Wissenschaftler.

Und trotzdem trifft das Lob von Studienleiter Paul Wilmes, Professor für Systemökologie am Luxembourg Centre for Systems Biomedicine und Mitglied der Arbeitsgruppe Research Luxembourg, zu: „Die Studie beweist im Grunde, dass wir die Infektionen in den Schulen sehr gut eingefangen und unterdrückt bekommen haben.“ „Wir“ meint in diesem Fall vor allem die Gesundheitsinspektion, die das *Tracing* von positiv Getesteten verantwortet, also ihre Kontakte aufspürt, um weitere Ansteckungen aufzudecken und gegebenenfalls in Isolation oder Quarantäne zu schicken. So werden frühzeitig Infektionsketten unterbrochen.

Effizientes Krisenmanagement Das scheint den Verantwortlichen dank konsequentem Monitoring durch massiv ausgedehnte Tests sowie einer strengen präventiven Quarantänepolitik weitgehend gelungen zu sein. 2.721 Lehrer und Schüler wurden zwischen dem 9. März und dem 26. Juli in Quarantäne gesetzt. Längere Infektionsketten gab es in den Schulen keine. Der Streit, den Paulette Lenert und

Claude Meisch kürzlich um Sars-CoV-2-Cluster austragen, ist vor allem semantischer Natur: Zwar wurden an einigen Schulen Jugendliche derselben Lerngruppe angesteckt, aber nie mehr als vier – in der Statistik gelten drei Personen und mehr als Cluster. Ein regelrechter Herd konnte während der 19 erfassten Wochen in keiner Schule ausgemacht werden. Trotz massiv ausgedehnter Tests. Die 49 Fälle, die sich in der Schule angesteckt haben, sind gemessen an insgesamt 424 positiv getesteten Lehrern und Schülern nicht viel; sie entsprechen rund 11,5 Prozent.

Kontrolle ohne neuen Lockdown Die Luxemburger Wissenschaftler haben auch die Übertragungswege untersucht. Nicht immer wurden sie fündig. Vor allem bei den Erwachsenen war es schwieriger, die Quelle ihrer Ansteckung zweifelsfrei zu bestimmen. „Das liegt auch daran, dass Erwachsene generell mehr soziale Kontakte haben. Während Kinder eher auf die Schule und Zuhause beschränkt sind“, sagt Paul Wilmes. Bei ihren Befragungen fanden die Mitarbeiter der Gesundheitsinspektion heraus: Die meisten Ansteckungen geschahen in der Familie. Das deckt sich mit Erkenntnissen aus anderen Ländern. Im April hatten chinesische Forscher die Rolle von Kindern beim Infektionsgeschehen untersucht. Für die in Shanghai und Wuhan durchgeführte Studie, deren Ergebnisse das *Science*-Magazin veröffentlichte, wurde das Kontaktverhalten von Patienten analysiert. Demnach hat ein Kind nur ein Drittel des Risikos eines Erwachsenen, sich mit dem Virus zu infizieren. Eine jüngere vorläufige Untersuchung mehrerer Unikliniken in Baden-Württemberg kommt zum gleichen Ergebnis: Kinder steckten sich seltener mit dem Coronavirus an als ihre Eltern.

Die Vorsicht vom Beginn der Pandemie, als die Regierung Mitte März den Notstand ausrief und sämtliche Schulen schloss, die Wirtschaft bis auf wichtige Branchen lahmlegte und die Bevölkerung in die eigenen vier Wände schickte, scheint richtig. Damals wussten weder Forschung noch Politik über das Virus und seine Übertragungswege Bescheid, die Angst, Schulen könnten zu Corona-Hotspots

und Kinder zu *Superspreaders* werden und insbesondere Risikogruppen, wie Ältere und Pflegebedürftige, anstecken, war theoretisch naheliegend. Die Politik wollte kein Risiko eingehen. Mit dem *Lockdown* wurde ein anfänglich sich exponentiell entwickeltes Infektionsgeschehen eingeeignet und eingedämmt. Im Rückblick aber zeigt sich, und die Schulstudie belegt das, dass der Infektionsverlauf, ohne einen Impfstoff oder ein Medikament gegen Sars Cov-2 zu haben, auch ohne *Lockdown* einigermaßen wirkungsvoll kontrolliert werden kann.

Dabei sind die Schulen nicht von der Restbevölkerung losgelöst zu betrachten: Während der ersten Welle waren es in den Schulen mit 34 positiv getesteten Fällen in der 13. Woche gegenüber 942 in der übrigen Bevölkerung vergleichsweise wenige Infektionen. Das entspricht rund 3,5 Prozent. In der 30. Woche, da war die zweite Welle voll im Gange, hatte sich das Bild gewandelt: Da wurden 120 Schüler und Lehrer positiv auf das Sars-CoV-2 getestet, das entspricht rund 22 Prozent. Allerdings: In der Zeit wurde auch deutlich mehr getestet. Der Infektionsverlauf in den Schulen ähnelt dem in der Gesellschaft; je mehr Menschen insgesamt positiv auf das Coronavirus getestet wurden, umso mehr positiv Getestete verzeichneten auch die Schulen. Kinder und Jugendliche besuchen neben dem Unterricht Freunde, mit denen sie spielen. Sie sind daheim, wo sie sich anstecken können und Gefahr laufen, das Virus später in die Klasse zu tragen. Auf den ersten Blick scheinen Kinder und Jugendlichen somit ähnlich empfänglich für das Virus zu sein wie Erwachsene.

Kaum Covid-19-krankte Kinder Schaut man jedoch in die Krankenhäuser, bewahrt sich das pessimistische Bild nicht: In Luxemburg waren von 519 positiv gemeldeten Kindern und Jugendlichen nur zwölf ins Krankenhaus eingeliefert worden. Von den Null- bis Neunjährigen war kein Kind auf der Intensivstation und nur zwei der zwischen Zehn- und 19-Jährigen. Auch gab es hierzulande keinen einzigen Todesfall in der Altersgruppe. Die Hospitalisierung von Jugendlichen und Kindern unter 18 Jahren machte in diesem Zeitraum zwei-



schen dem 17. März und dem 15. April ein Prozent aller Krankenhaus-Patienten aus (neun PCR-positiv bestätigte Fälle / 967 Hospitalisierungen).

Von diesen Kindern hatten einer Analyse des Krankenhauses CHL zufolge vier (40 Prozent, Durchschnittsalter acht Monate) leichte bis milde Symptome (Krankenhausaufenthalt wegen neurologischer Komorbidität bei zwei) und sechs (60 Prozent) schwerere Erkrankungen. Zwei Kinder (20 Prozent der Gesamtzahl, acht und elf Jahre) wurden aufgrund von Herzinsuffizienz (Myokarditis und atypisches Kawasaki-Syndrom) auf die Intensivstation eingewiesen, benötigten aber keine invasive Beatmung und wurden nach einer Woche Aufenthalt nach Hause entlassen.

Insgesamt wurde in den letzten zwei Monaten in der *Kannerklinik* des CHL keine erhöhte Hospitalisierungsrate beobachtet und keine im Krankenhaus erworbene Sars-CoV-2-Infektion identifiziert. Die Situation an der *Kannerklinik* in Luxemburg ist folglich mit den Beobachtungen in anderen Ländern vergleichbar: Wenn Kinder und Jugendliche infiziert seien, zeigten sie häufiger als Erwachsene keine oder nur milde Krankheitssymptome; schwere Symptome treten nur selten auf, und die Letalität – also die Wahrscheinlichkeit, an Covid-19 zu sterben – ist bei ihnen äußerst gering.

Das beruhigende Zwischenfazit lautet daher: Die Schule ist nicht der Ort, wo das Gros der Ansteckungen geschieht. Eher lässt sich dort das Infektionsgeschehen, bei Einhaltung der sanitären Maßnahmen und einer konsequenten Quarantänepolitik, recht gut steuern. Völlige Entwarnung gibt es gleichwohl nicht: Für die Kontrolle des Infektionsgeschehens stellt der eher asymptomatische beziehungsweise sehr milde unspezifische Verlauf bei Kindern und Jugendlichen eine Herausforderung dar, denn Infektionen können sich (ohne Testen) so unbemerkt ausbreiten.

Ausnahmen der Regel Davon können Israel und Frankreich ein Lied singen. In Israel standen die Vorzeichen eigentlich zunächst günstig. Die Infektionen hatten sich nach einer strikten *Lockdown*-Politik deutlich nach unten entwickelt. Dann aber öffnete die neue Regierung unter Benjamin Netanjahu die Schulen wieder – verfrüht und mit drastischen Folgen. Der Fall des Gymnasiums Rehavia machte Schlagzeilen und gilt weltweit als einer der größten Corona-Ausbrüche in einer Schule. Wenige Tage nachdem sich zwei Schüler infiziert hatten, erkrankten rund 150 Schülerinnen und Schüler sowie 25 Lehrkräfte. Insgesamt steckten sich 260 Personen – darunter Verwandte und Freunde – in dem 1 200 Schüler zählenden Gymnasium an. Ursache für den Massenausbruch: In Israel sind die Klassen generell durchschnittlich sehr viel größer und die Räume kleiner; es drängen sich mehr Schüler in einem Klassensaal. Wegen einer Hitzewelle hatten zudem Lehrer die Fenster geschlossen und die Kli-

maanlage angeworfen; die Schüler wurden von ihrer Maskenpflicht entbunden.

In einer Sekundarschule im französischen Département Oise hatte sich der Ausbruch ebenfalls hochgeschaukelt: Dort hatten sich einer Studie zufolge binnen fünf Wochen 38,5 Prozent der Schüler, 43 Prozent der Lehrer und 60 Prozent der sonstigen Mitarbeiter angesteckt. Hier erfolgten die Ansteckungen aber vor dem *Lockdown*; die Schule hatte (noch) keine Schutzvorkehrungen getroffen.

Schutz bleibt wichtig Denn das ist die entscheidende Prämisse: Die Forscher der Luxemburger Analyse haben einen Infektionsverlauf unter relativ strikt eingehaltenen Hygienemaßnahmen gemessen. In der Studie heißt es ausdrücklich, das Risiko der schwachen innerschulischen Übertragung könne „nicht losgelöst von den strengen Maßnahmen“ betrachtet werden.

Die waren vorbildlich: In Luxemburg hat jedes Kind ab sechs Jahren in der Grundschule und jeder Jugendliche auf der Sekundarstufe eine Maske oder einen Schal bekommen, um sich gegen Viren in der Luft zu schützen und war zumindest bis Anfang Juli gehalten, diese im gesamten Gebäude, auf den Gängen und im Hof zu tragen. Nur im Klassensaal durfte die Maske abgenommen werden – sofern der Sicherheitsabstand von anderthalb bis zwei Metern eingehalten wurde.

Technisches Personal hatten in allen Schulgebäuden über Land Desinfektionsmittel und Seife verteilt sowie meterweise Pfeile und Schilder geklebt, um

mit Einbahn-Leitsystemen zu verhindern, dass sich Schüler in den Gängen begegneten, sondern zügig ihr Klassenzimmer aufsuchen und verlassen konnten. Zweier- und Gruppentische wurden getrennt, voneinander abgerückt und Plexiglasabsperrungen verstärkten den Schutz des Lehrers vor der Klasse zusätzlich. Denn es ist der Lehrer, der durch lautes Reden und Rufen potenziell am ehesten Viren verteilen kann. Das Lehrpersonal wachte derweil darüber, dass Schüler die Hygieneregeln einhielten.

Was heißt das für die *Rentrée* im September? Die alte Normalität, die Claude Meisch beschwört, wird es auch im Herbst höchstwahrscheinlich nicht geben. Das Virus ist weiterhin da, die Gefahr, sich in Menschengruppen anzustecken, bleibt. Trotzdem setzt Meisch darauf, den Unterricht so normal wie möglich stattfinden zu lassen. Dafür will er, wie er dem *Land* im Juli mitteilte, ein Stufenmodell mit unterschiedlichen Infektionsszenarien entwickeln. Eine wichtige Aufgabe wird daher sein, nach den Sommerferien Schüler und Lehrer intensiv zu testen, um sich ein Bild der Lage zu machen und sicherzustellen, dass sie das Virus nicht aus Risikogebieten mitgebracht haben. Paulette Lenert kündigte am Freitag solche verstärkten Tests zur *Rentrée* an.

Details hat Meisch bislang nicht preisgegeben, aber es läuft auf mehrere Stufen hinaus, mit jeweils unterschiedlich strengen Hygienemaßnahmen, angepasst an das jeweilige Infektionsgeschehen vor Ort. Das strengste Szenario wäre möglicherweise ein Unterricht mit Maskenpflicht und Sicherheitsabstand, ein gelockertes vielleicht nur mit zwei Metern Abstand, ohne Maske. Auf der Pressekonferenz sagte Meisch, Schulen sollten die Maßnahmen flexibel handhaben können. Tatsächlich hatten Lyzeen, als Meisch Anfang Juli mit der Trennung in A- und B-Gruppen auch die allgemeine Maskenpflicht in den Schulen aufgehoben hatte, auf Wunsch ihrer Schulkonferenz an der Maske festgehalten. Für einen optimalen Schutz spielen weitere Faktoren eine Rolle: Nicht jede Schule kann überall einen Abstand von zwei Metern zum Nachbarpult garantieren, andere haben Fenster, die sich nicht oder nur teilweise öffnen lassen. Wieder andere haben Treppenaufgänge, in denen sich schon zu normalen Nicht-Corona-Zeiten Schüler aneinander vorbeidrängen. Im Corona-Szenario gilt es, diese potenziellen Gefahrenquellen frühzeitig zu entschärfen. Flexible Lösungen könnten in Form zeitlich verlegter Pausen geschehen oder mehr Unterricht im Freien.

The new normal Eine interministerielle Arbeitsgruppe mit Beamten aus dem Gesundheits- und aus dem Erziehungsministerium ist dabei, diese Informationen zu sammeln und daraus praktikable Schutzvorgaben und -empfehlungen für den Schulbetrieb nach den Ferien abzuleiten. Denn eines hat Minister Claude Meisch unmissverständlich mit auf den Weg gegeben: Auch die Nebenfächer wie beispielsweise Sport, der wegen der körperlichen Nähe unter Corona-Gesichtspunkten als kritisch gilt, sollen nach den Sommerferien wieder unterrichtet werden.



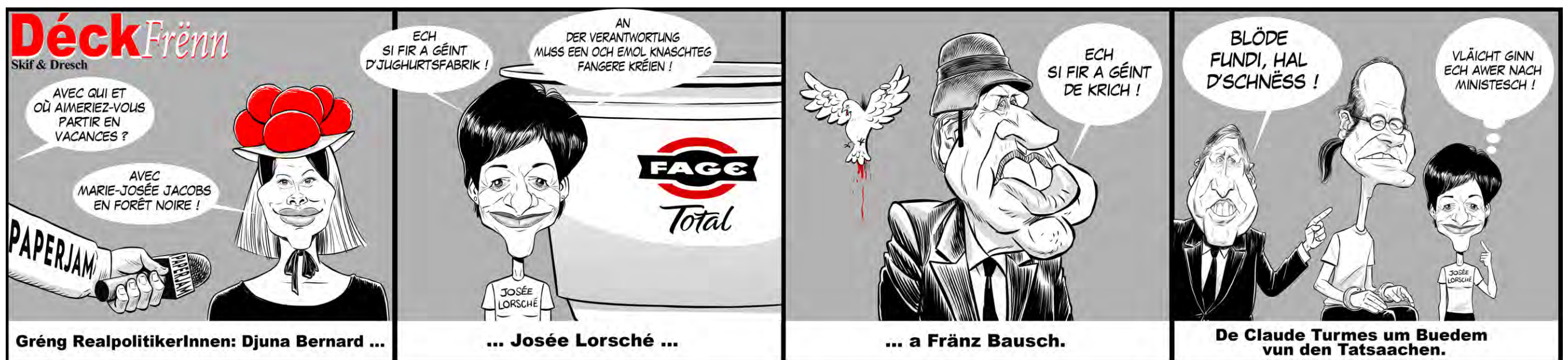
Die Regeln des *Social Distancing* werden den Schulalltag vermutlich weiter prägen

Kinder haben ein Recht auf Bildung und das bedeutet bestmögliche pädagogische Förderung. Das *Homeschooling* kann während des *Lockdown* dafür sorgen, dass Schüler nicht komplett den Anschluss verlieren, aber es ersetzt keinen Präsenz-Unterricht. Besonders schwache Schüler und solche aus ärmeren Elternhäusern laufen Gefahr, durch die Pandemie abgehängt zu werden: weil ihnen die Ressourcen daheim fehlen, um in Ruhe zu lernen. Und weil beim *Homeschooling* das Lernen mehr als sonst vom Elternhaus abhängt: Wer keinen Vater oder keine Mutter hat, die bei den Hausaufgaben helfen können, ist im Nachteil. Da trifft es sich gut, dass die

kommenden zwei *Pisa*-Studien aufgrund der Coronakrise um ein Jahr verschoben und die nächsten Tests nicht 2021, sondern 2022 stattfinden sollen.

Ganz zu schweigen von der zusätzlichen Belastung, die der durch *Homeschooling* und Quarantäne verursachte Unterrichtsausfall für Eltern, und insbesondere Mütter bedeutet. Ob der Lernstoff aufgeholt werden kann, wird auch davon abhängen, wie gut es den Schulen gelingt, trotz Corona regulär zu unterrichten – und den Stundenplan durch gezielte Unterstützungsmaßnahmen zu ergänzen. Einen zweiten *Lockdown* der Schulen kann sich niemand leisten.

Der Infektionsverlauf in den Schulen ähnelt dem in der Gesellschaft: Je mehr Menschen insgesamt positiv auf das Coronavirus getestet wurden, umso mehr positiv Getestete verzeichneten auch die Schulen



Édito

The Air-Conditioned Nightmare

Bernard Thomas

Début août, Luxair Tours lançait ses nouvelles offres « adults friendly » proposant aux Luxembourgeois de « se reposer au soleil cet été ». Comme slogan de cette campagne, le groupe a choisi « Friday for holidays ». Venant d'un secteur qui, au niveau mondial, contribue à hauteur de neuf pour cent à l'effet de serre, cette invitation au voyage en avion sonne comme une annulation de « Fridays for future », le mouvement de jeunes lancé par Greta Thunberg. Luxair Tours continue de proposer des destinations « all inclusive » de Ténériffe à Louxor, un modèle d'affaires qui, à l'heure de l'urgence climatique, apparaît suranné et très peu « résilient ». Alors que le gouvernement français a conditionné son plan de sauvetage d'Air France-KLM à la suppression des vols intérieurs pour lesquels il existe une alternative ferroviaire permettant de faire le même trajet en moins de 2 heures 30, Luxair continue ses vols vers Paris-Charles-De-Gaulle, malgré la ligne de TGV qui relie Luxembourg à Paris en un peu plus de deux heures.

L'agriculture, un autre secteur économique qui s'oppose traditionnellement aux mesures pour le climat, ploie aujourd'hui sous la sécheresse et la chaleur. Ce mardi, cela faisait trois semaines que le maraîcher Claude Kirsch ne faisait plus ses nuits. Toutes les deux heures, il devait se lever pour déplacer les machines d'arrosage sur ses terres assoiffées. (Kirsch devait attendre le coucher du soleil ; en journée, l'eau s'évapore instantanément.) La coopérative

Terra, son voisin sur le Eicherfeld, a dû recourir pour la première fois à des systèmes de gicleurs pour maintenir en vie les plantes ; l'utilisation d'eau aurait donc « augmenté significativement ». Au bout de trois étés caniculaires, son système de goutte-à-goutte bute sur ses limites. Le temps serait peut-être venu de « flirter avec des variétés de plantes plus méditerranéennes », estime Marko Anyfandakis, un des cofondateurs de la coopérative spécialisée dans la permaculture. Même le monde paysan institutionnel et conventionnel expérimente avec des espèces plus résistantes à la chaleur tel que le millet ou le soja.

Entre le 22 mars et le 27 avril, il n'y a quasiment pas eu de pluie. Cette longue période de sécheresse dès le printemps, une énième anomalie météorologique, était passée quasi-inaperçue : le grand confinement avait été décrété le 16 mars et la pandémie occupait tous les esprits. La seconde période de sécheresse, dans laquelle on se trouve actuellement, a brûlé les pâturages, et de nombreux paysans ont dû enfermer leur bétail dans les étables pour les alimenter de compléments, pour la plupart importés. Rentrée ces jours-ci, la moisson d'orge d'hiver aurait chuté de jusqu'à quarante pour cent, expliquait la Centrale paysanne cette semaine à *RTL-Radio*. En combinaison avec le réchauffement climatique (d'ores et déjà de 1,5 degré Celsius par rapport au Luxembourg du XIX^e siècle), l'absence de précipitations a complètement desséché les terres agricoles.

De ces vagues de chaleur, auxquels la grille de lecture de l'urgence climatique confère désormais un aspect claustrophobe, les consommateurs se prémunissent comme ils peuvent. On peut les voir faire la queue dans les grandes surfaces pour s'y fournir en climatiseurs et ventilateurs plus ou moins énergiphages. Or, au niveau mondial, cette stratégie d'adaptation individuelle ne sera pas accessible à tout le monde. Ainsi en juin-juillet, les températures ont atteint des niveaux records à Bagdad, dépassant les cinquante degrés. Des coupures d'électricité causées par la saturation des réseaux ont plongé des millions de citoyens dans un monde invivable. Dans ces conditions, ne pas disposer d'un refuge climatisé signifie s'exposer à un grave risque de santé. Ainsi, en 2015, une canicule dans la ville portuaire de Karachi avait fait un millier de morts, pour la plupart pauvres ou âgés. Heureusement que le Grand-Duché présente une densité en centres commerciaux *air-conditionned* qui rivalise avec celle des pétromonarchies du Golfe. Érigé au milieu du Ban de Gasperich, le *shopping mall* rêvé par Flavio Becca et la famille Mulliez (Auchan) apparaît comme grotesquement surdimensionné, « une oasis d'horreur dans un désert d'ennui ». Depuis son inauguration, note *Le Quotidien*, neuf enseignes ont baissé les rideaux, un vide qui s'ajoute aux six cellules commerciales qui n'avaient pas trouvé de locataires. Lors des prochaines canicules, qui s'annoncent longues et violentes, la potentielle future friche commerciale pourra toujours servir de centre d'urgence climatisé, voire de ferme verticale.

Die Covid-Pressekonferenz von Gesundheitsministerin Paulette Lenert am vergangenen Freitag war sechs Tage zu früh. An diesem Donnerstag teilte das Robert-Koch-Institut mit, dass Luxemburg offiziell nicht länger als Risikogebiet eingestuft und damit die Reisewarnung des deutschen Auswärtigen Amtes aufgehoben ist. Die Ankündigungen der Ministerin stehen zwar etwas im Schatten, bleiben aber relevant: Luxemburger/innen, die über den *Findel* einreisen, dürfen sich dort gratis testen lassen. Etwa 15 Prozent taten dies bis vergangenen Freitag. Obligatorische Kontrollen weist Lenert weiterhin von der Hand. Um den Überblick zu behalten, legt das Ministerium bei den Tests in den kommenden Wochen den Fokus auf Personal aus dem *Horesca*-Bereich, Gastarbeiter/innen und Arbeiter/innen die aus dem *congé collectif* zurückkommen. mp

Misch Pautsch

blog

Personalie

Personalie

Politik

Umwelt

Soziales

Medien

Marc Goergen,



35 ans, député du Parti Pirate et conseiller communal à Pétange, voit s'abattre sur lui un tsunami de sarcasme et de raillerie sur les réseaux sociaux. Plusieurs profils de memes sur Instagram et Facebook ont déclaré les « semaines Marc Goergen » depuis que nos confrères du *Woxx* ont dénoncé la semaine passée les tentatives de censure du Pirate, qui a déposé deux plaintes contre de telles pages de memes, *Memes.which.are.stolen* et *Give us a brain Lëtzebuerg*. Goergen s'érige désormais en victime de mobbing et fustige le fait que sur ces pages, des anonymes se moquent de tout ce qui lui est cher, y compris de sa mère. Depuis l'arrêt du journal satirique *Den neie Feierkrop* en 2018, la satire politique de gauche, souvent féroce, s'exprime sur Internet. La plupart des pages, comme *Weltraumkommunismus* (dont est issue l'illustration ci-dessus) ou *Lenks.versifft* s'en prennent avant tout à l'extrême-droite et à ses hérauts. Qu'un des mandataires des Pirates tente de limiter la liberté d'expression sur le web ne manque pas de piquant, puisque le programme du PP insiste que « den oppenen a fräien Internet ass d'Basis vun alle (sic) moder-ner Netzpolitik ». jh

Jean Asselborn,

Außenminister (LSAP), fand am Montag deutliche Worte: „ich glaube, was sich in diesem Land abspielt, ist Staatsterrorismus“, sagte Asselborn dem *Deutschlandfunk* angesichts der von Polizei und Milizen brutal niedergeknüppelten Proteste in Belarus. In Minsk und anderen belarussischen Städten protestieren Hunderttausende gegen den Diktator Alexander Lukaschenko, nachdem dieser die Wahlen verloren hatte, aber weiterhin nicht zurücktreten will. Luxemburg erkennt wie die anderen 27 EU-Mitgliedstaaten das Wahlergebnis nicht an und forderte auf dem Belarus-Sondergipfel am Mittwoch die Regierung Lukaschenkos auf, freie und faire Neuwahlen abzuhalten. Eine weitere Option sind verschärfte Sanktionen, nachdem derer bereits vergangene Woche auf den Weg gebracht wurden. Allerdings warnte Asselborn im *Deutschlandfunk* auch davor, mit den Sanktionen nicht die falschen, die Zivilgesellschaft, zu treffen. ik

Stellschraubendreher

Einen politischen Punktsieg verbuchte der OGBL diese Woche: Weil es nach einer vorläufigen Statistik der Generalinspektion der Sozialversicherung so aussah, als könnte 2019 das Verhältnis der Ausgaben der Rentenkasse zu den Einnahmen größer geworden sein als 24 Prozent, schlug die Gewerkschaft am 3. August im *Tageblatt* Alarm: Dadurch könne es zum 1. Januar keine Anpassung der laufenden Renten geben – obwohl es zu Corona-Zeiten auf den Erhalt der Kaufkraft ankomme. Am Montag dieser Woche beruhigte LSAP-Sozialminister Romain Schneider: Neuere Zahlen gingen von 22,5 Prozent aus; die Rentenanpassung sei nicht in Gefahr. Womöglich aber wollte der OGBL den Minister noch zu einer anderen Äußerung bewegen. Denn während die Bilanz für 2019 gut genug sein mag, könnte dieses Jahr, Covid-19 wegen, der Zuwachs an Beschäftigung und Rentenbeitragszahlern klein genug ausfallen, dass die Ausgaben die Einnahmen um mehr als 24 Prozent übersteigen. Geschähe das, fiele aber nicht nur eine Rentenanpassung aus, sondern eine „Stellschraube“ im Pensionsreformgesetz von 2012 würde wirksam und die Anpassung der laufenden Renten womöglich für immer um mindestens die Hälfte gekürzt und die Jahresendzulage gestrichen. Dem *Tageblatt* erklärte Schneider, „persönlich“ finde er, dass das nicht sein dürfe. Die politisch spannende Frage im Fall der Fälle wäre, ob er davon die ganze Regierung überzeugen könnte und sie das Gesetz ändern lassen würde. Immerhin hatte sie bisher geglaubt, der gesunden Wirtschaft wegen stelle das Problem sich bis zu den Wahlen nicht. pf

Erhaltet den Wald!

Privaten Waldbesitzern, die etwas für die Stärkung der ökologischen Funktionen ihrer Forsten tun, soll künftig ein „Klimabonusbäsch“ (in einem Wort) winken. Die zehn Punkte, die der Verordnungsentwurf von Umweltministerin Carole Dieschbourg (Grüne) dazu aufzählt, reichen von einer Mindestzahl heimischer Laubbäume pro Fläche bis hin zur Nutzung von biologisch abbaubarem Öl für Motorsägen. Je nach Größe des Waldes soll es bis zu 150 Euro pro Hektar und Jahr geben, plus einen Zuschlag von maximal 100 Euro, falls die Fläche in einem Schutzgebiet liegt. Der *Klimabonusbäsch* ist als Flächenprämie für Privatwaldbesitzer ein Novum. Laut Motivenbericht zur Verordnung richtet er sich in erster Linie an die Besitzer jener insgesamt 25 000 Hektar, auf denen vor allem „indigene Laubbäume“ stehen. Das ist rund die Hälfte der Privatwaldflächen. Die andere Hälfte, auf der oft Nadelbaum-Monokultur vorherrscht, ist eine Herausforderung für sich. Viele dieser Besitzer halten nicht mehr als drei Hektar, für sie ist der Anreiz aus dem *Klimabonusbäsch* vermutlich nicht groß. Deshalb will das Umweltministerium auch das Beratungsangebot ausbauen (Foto: sb). pf



Gewalt im Lockdown

Mit 75 zwischen dem 13. März und dem 13. Juli gemeldeten Gewalttaten gegen Kinder fällt die erste Zwischenbilanz der Corona-Pandemie nicht so düster aus, wie anfangs befürchtet. Das ist weniger als die Hälfte der im Vorjahr im gleichen Zeitraum gemeldeten Fälle (156). Die CSV-Abgeordnete Nancy Arendt hatte das Ausmaß in einer parlamentarischen Anfrage erfragt, nachdem das Kinderhilfswerk Unicef weltweit eine Zunahme von Gewalt gegen Kinder während der Pandemie gemeldet hatte. Der Trend habe sich in Luxemburg bisher so nicht bewahrheitet, so die gemeinsame Antwort der zuständigen Minister/innen Sam Tanson (Justiz, Déi Gréng), Claude Meisch (Erziehung, DP) und Henri Kox (Innere Sicherheit, Déi Gréng). Die Statistiken sind indes mit Vorsicht zu lesen und eine hohe Dunkelziffer ist nicht ausgeschlossen: Durch die Schließungen von Schulen und Kindergärten sowie den *Lockdown*-bedingten Rückzug ins Private wurden möglicherweise weniger Übergriffe erkannt und gemeldet. ik

Le *Tageblatt* quitte Esch

Tout un symbole : D'ici la fin de l'année, Editpress quittera la rue du Canal pour déménager au Belval Plaza, en face du Saturn. Comme le *Wort* l'avait indiqué dès début juillet et comme le *Paperjam* le confirme ce jeudi, le groupe de presse – qui (co)édite le *Tageblatt*, *Le Quotidien*, *Revue* et *L'Essentiel* – a vendu son siège historique à Esch-sur-Alzette au promoteur Immobil. Un des hauts lieux de l'histoire syndicale et médiatique passe donc aux mains du capital belge. Le deal aurait été finalisé le 10 juin 2020, confirme Immobil, qui dit travailler à un projet résidentiel de 6 000 mètres carrés plus quelques commerces au rez-de-chaussée. L'immeuble étant classé, notamment pour son bas-relief réalisé par Albert Kratzenberg, « l'intégralité de la façade et certains éléments de l'intérieur » seraient préservés pour « garder l'âme de ce bâtiment emblématique », promet-on chez Immobil. Le QG dans la rue du Canal, construit en 1938-1939 dans un style moderniste et sobre, symbolisait l'ancrage de la rédaction *Tageblatt* dans Esch-la-Rouge. Son bannissement dans un triste centre commercial, avec la perspective (vague) de nouveaux locaux – qui pourraient être construits dans la zone d'activité Op Sommet, un *no man's land* entre Esch et Belval où sont déjà établies les rotatives – reflète la marginalisation de la presse écrite. Ensemble avec l'arrêt du *Jeudi*, cette liquéfaction du patrimoine immobilier (une maison de maître, route d'Esch, à Luxembourg, avait été vendue début 2019) est censée éponger une partie des dettes qui continuent à s'accumuler. Le groupe, qui apparait majoritairement à l'OGBL et au Landesverband, avait affiché des pertes de 1,12 million d'euros pour la seule année 2018. bt

Eine Formel in der Software

Peter Feist

Im April 2013 fand im Innenministerium ein ziemlich denkwürdiges Treffen statt. Anwesend waren der damalige CSV-Innenminister Jean-Marie Halsdorf mit Beamten, aber auch CSV-Finanzminister Luc Frieden sowie Vertreter von Finanzinspektion, Steuerverwaltung und Gemeindeverband Syvicol. Thema war die Grundsteuer. Schon 2003 hatte die Abgeordnetenkommission sich einstimmig dafür ausgesprochen, die als antiquiert verschriene Steuer auf Flächen- und Hausbesitz zu reformieren. 2013 tat sie es erneut, denn eine Reform war nicht in Sicht. Jetzt beschloss der Regierungsrat, eine Arbeitsgruppe einzusetzen, und Halsdorf freute sich, sie werde „Nägel mit Köpfen machen“ (*d’Land*, 19.4.2013). Doch bei dem Treffen teilten die Experten der Steuerverwaltung den beiden Ministern mit, ganz gleich wie die Reform am Ende aussähe: Sie werde nicht zu haben sein ohne eine Neubewertung der mehr als 300 000 Immobilien im Lande, sonst fehle ihr der Bezugsrahmen. Damit wären voraussichtlich zehn Steuerbeamte zwei Jahre lang ganztags beschäftigt. Als Luc Frieden diesen Personalaufwand für zu teuer erklärte, erfuhr die Runde noch, dass alternativ zwei Beamte während zehn Jahren über Land ziehen könnten. Ernsthaft erwogen aber wurde das nicht, und es wurden wieder einmal keine Nägel mit Köpfen gemacht.

Vor diesem Hintergrund ist es bemerkenswert, dass die aktuelle Regierung unter Federführung von LSAP-Innenministerin Taina Bofferding nicht nur an einer Grundsteuerreform arbeiten lässt, sondern sie bis zum Ende der Legislaturperiode in Kraft setzen will. Aber sie hat einen Kniff gefunden, um den Aufwand an Arbeitskraft zu umgehen, der Luc Frieden vor sieben Jahren zu teuer war: Ein Computerprogramm soll aushelfen. Zurzeit, sagt Nathalie Schmit, die Presseverantwortliche des Innenministeriums, werde die „Formel“ in dem Programm „getestet und kalibriert“. Weshalb sich, wie sie gleich anfügt, noch nicht sagen lasse, wie hoch die reformierte Steuer wird. Die Tests aber würden bisher „vielversprechend“ verlaufen, und wenn alles klappe, werde die Software es den Gemeinden künftig erlauben, Grundsteuern zu erheben, die „automatisch aktualisiert“ werden.

Die Aktualisierung ist ein springender Punkt bei der Grundsteuer. Ihrem Charakter nach ist sie eine Steuer auf Immobilienvermögen. Antiquiert ist sie, weil die Vermögenswerte, die besteuert werden, auf „Einheitswerte“ zurückgehen, die seit 1941 unverändert sind. Aus ihnen ermittelt die Steuerverwaltung Nutzen- und Verkehrswert von Immobilien, dar-



Besteuert werden sollen künftig nur noch Grundstücke, aber nicht mehr die darauf errichteten Gebäude

Zufallsgespräch mit dem Mann in der Eisenbahn

Der rechte Bildausschnitt

Romain Hilgert

Der immerhin 71-jährige Außenminister ist mit schier übernatürlichen Ressourcen versehen. Trotz Covid-Seuche und Affenhitze radelte er wieder quer durch Frankreich zum Wallfahrtsort Mont Ventoux. Unterwegs verbreitete er Fotos von sich auf seinem schlanken Rennrad. Für eine Strecke von 800 Kilometern braucht man gewöhnlich ein solides Rad mit Satteltaschen voller Kleidung, Waschzeug und Verpflegung. Nicht so Jean Asselborn. Er hat offenbar dienstbare Geister, die sich außerhalb des Fotoausschnitts um die Intendanz bemühen.

Ähnlich verhält es sich in der Außenpolitik. Kaum war der Minister vom Fahrrad gestiegen, da ereiferte er sich im *Deutschlandfunk*: „Ich glaube, was sich in diesem Land abspielt, ist Staatsterrorismus. Es ist ein brutales Vorgehen gegen die Regeln und auch die natürlichen Gesetze einer freiheitlichen Gesellschaft. Es ist Diktatur.“ Über wen er sich aufregte, war nicht gleich verständlich. Im entscheidenden Moment hatte der Rundfunkempfänger gerauscht und geknistert.

Jedenfalls hatte der Staatsterrorist militärisch ausgerüstete Truppen in die Millionenstadt Portland geschickt, um Protestkundgebungen niederzuschlagen. Demonstranten wurden von der Straße weg in Zivilfahrzeuge gezerrt und verschleppt. Der Historiker Timothy Snyder schrieb in dem Magazin *Foreign Policy* von „stormtroopers“ und nannte den Präsidenten einen „baby fascist“.

Ende Juli erklärte der Diktator dem ihm ergebenden Fernsehsender *Fox News*, das Ergebnis der Präsidentschaftswahlen im November möglicherweise nicht anerkennen zu wollen. Derzeit ist er dabei, die Wahlen zu fälschen, indem er dem staatlichen Postunternehmen die Mittel für die Briefwahl vorenthält. Er begnadigte seinen Berater Roger J. Stone unmittelbar vor dessen Haftantritt wegen Falschaussage, Justizbehinderung und Zeugenbeeinflussung. Dafür befahl er seinem ihm ergebenden Justizminister William P. Barr, politische Gegner aus der Demokratischen Partei zu verfolgen.

Während sein Land fünf Prozent der Weltbevölkerung und 25 Prozent aller Covid-19-Toten weltweit zählt, trat der Staatsterrorist aus der Weltgesundheitsorganisation aus. Diese Woche warb er für ein von einem seiner Geldgeber kommerzialisiertes Extrakt von Rosenlorbeer als Medikament gegen das Coronavirus. Nach Berichten des *Lëtzebuurger Land* soll sein Botschafter Randolph Evans die Luxemburger Regierung bedroht und erpresst haben, damit die Post keine 5G-Infrastruktur bei dem Konkurrenten Huawei kauft.

„Wir werden als Europäische Union die Demokratie in diesem Land nicht herstellen können“, bedauerte Jean Asselborn im *Deutschlandfunk*. „Aber was wir machen müssen, ganz klar, das ist, was ich angedeutet habe, dass wir wirklich Sanktionen gegen die Verantwortlichen in diesem Land beschließen.“ Im weiteren Verlauf der Rundfunksendung stellte sich heraus, dass der Außenminister vom belarussischen Diktator Alexander Grigorjewitsch Lukaschenko sprach. Er weiß eben den rechten Bildausschnitt zu wählen.

„Es ist ein brutales Vorgehen gegen die Regeln und auch die natürlichen Gesetze einer freiheitlichen Gesellschaft“

aus wiederum die Besteuerungsbasis. Nach wie vor aber muss sie sogar Neubauten auf Wertverhältnisse von 1941 zurückrechnen. Zwar entscheiden über die endgültige Höhe der Steuer die Gemeinden mit. Denn die Grundsteuer ist eine kommunale Steuer; Jahr für Jahr verabschieden die Gemeinderäte lokale „Hebesätze“, mit denen die Besteuerungsbasis einer Immobilie multipliziert wird. Dass das zu Steuerbeträgen führt, die kaum den Eintreibungsaufwand rechtfertigen, liegt aber vor allem an dem veralteten Bezugsrahmen. Und so kann zum Beispiel einen Hektar Wald zu besitzen, weniger als fünf Euro im Jahr an Grundsteuer kosten. Der Grüne Camille Gira, der als Abgeordneter einer der ferventesten Befürworter einer Grundsteuerreform war, hatte öffentlich berichtet, für sein Haus in Beckerich pro Jahr 30 Euro zu zahlen. In Städten wird mehr fällig, aber 80 bis 150 Euro für ein Einfamilienhaus in Esch/Alzette und für ein Apartment rund die Hälfte sieht dennoch nicht nach sehr viel aus.

Oder doch? Und was wäre, wenn die Steuer deutlich stiege? 2003 – die eben geplatze Dotcom-Blase hatte eine Wirtschaftskrise verursacht und die von der CSV-DP-Regierung 2001 und 2002 erlassenen Steuerensenkungen lasteten zusätzlich auf den öffentlichen Kassen – waren vor allem Politiker von CSV und Grünen der Ansicht, die Grundsteuer sollte nach einer Reform den Gemeinden das Zehnfache einbringen: statt damals landesweit 30 Millionen Euro jährlich 300 Millionen. Doch dass jahrzehntelang nicht an die Einheitswerte der Immobilien gerührt worden war, hatte nicht nur niedrige Steuerbeträge üblich werden lassen. Die rasante Urbanisierung des Landes ließ Unterschiede in den Flächennutzungen entstehen. Bei aktualisierten Einheitswerten würden sie je nach Gemeinde zu unterschiedlich drastisch höheren Steuern führen: In der Hauptstadt etwa müssten in Stadtteilen wie Cents oder Kirchberg, die vor Jahrzehnten noch grüne Wiese waren, die Einheitswerte urbanistisch älteren Vierteln wie Belair angenähert werden. Ähnlich würde in der Ortschaft Bridel mit ihrem Bauboom die Grundbesteuerung stärker zunehmen müssen als im Rest der Gemeinde Kopstal. Und ganz prinzipiell müsste den vielen Eigenheimbesitzern erklärt werden, dass es ganz normal ist, wenn einer, der sein Haus in Schuss hält, eine höhere Grundsteuer zu zahlen hat als ein Nachbar,

Die Besteuerungsbasis soll sich aus dem Status einer Fläche im kommunalen PAG sowie aus einem Wertvergleich mit den Verhältnissen in der Hauptstadt ergeben

der seines verfallen lässt. Solche Unterschiede bei der Besteuerung des Vermögenswertes brächte eine Grundsteuerreform, der aktualisierte Einheitswerte zugrunde liegen, ans Licht. Die Preissteigerungen auf dem Immobilienmarkt abbilden müsste eine erneuerte Grundsteuer natürlich auch.

„So einen Reformansatz hältst du zwei Wochen durch, dann bist du politisch am Ende!“, hatte Michel Wolter prophezeit, als er 2003 als CSV-Innenminister ein Konzept ausarbeiten ließ, das nicht mehr auf den Einheitswerten fußte: Besteuert werden sollte stattdessen die Fläche, die ein Grundstück belegt, je nach ihrem Status im kommunalen Flächennutzungsplan (PAG). Damit würden die Unterschiede zwischen „alten“ und „neuen“ Wohnvierteln weniger groß. Wie politisch sensibel eine Grundsteuererhöhung ist, hatte 1983 CSV-Finanzminister Jacques Santer erlebt: Er wollte keine neuen Einheitswerte, sondern Agrar- und Forstflächen pauschal fünf Mal höher besteuern, alle anderen Flächen zehn Mal höher. Obwohl Santer Statistiken vorlegte, die zeigten, dass schon damals die Verkaufserlöse über vier Jahrzehnte hinweg viel stärker zugenommen hatten – bei Bauland um das 25- bis 40-Fache –, löste seine Idee derart viel Protest aus, dass er sie wieder begrub.

Dass die heutige Regierung eine ähnliche Erfahrung vermeiden will, liegt auf der Hand. Deshalb soll der

in ein Computerprogramm gepackte mathematische Algorithmus, der die Besteuerungsbasis ausspuckt, zum einen und offenbar ähnlich wie das Michel Wolter einst vorgeschlagen hatte, berücksichtigt, welcher Kategorie eine Fläche im kommunalen PAG entspricht – ob sie beispielsweise Bauland ist, Bau-erwartungsland oder Grünland. Zweitens, teilt das Innenministerium mit, errechne der Algorithmus für die Flächen jeweils einen Wert im Vergleich zu den Verhältnissen in Luxemburg-Stadt. Laufende Abgleiche mit den Katasterplänen sollen für Automatisierung sorgen. Und: Besteuert würden künftig nur die Flächen, darauf gebaute Häuser nicht mehr.

Wie Innenministerin Taina Bofferding die Sache sieht, könne über die Reform politisch erst sinnvoll diskutiert werden, wenn sämtliche Gemeinden ihren PAG zu einem Plan der „neuen Generation“ überarbeitet haben, der nicht mehr nach den Regeln des Kommunalplanungsgesetzes von 1937 aufgestellt ist. Das kann noch dauern: Laut der Webseite des Ministeriums hatten Anfang dieses Monats 49 der 102 Gemeinden einen *PAG nouvelle génération*. Vermuten lässt sich aber schon jetzt, dass der Kniff, die 80 Jahre alten Einheitswerte nicht aktualisieren zu müssen, eher dazu führen wird, die Unterschiede von Gemeinde zu Gemeinde und von Quartier zu Quartier einzuebnen, statt ein viel höheres Steueraufkommen zu erzeugen. Gebäude nicht mehr zu besteuern, wird es erleichtern, Besitzer, die ihr Eigenheim bewohnen, durch die Reform wenig oder gar nicht zusätzlich zu belasten, wie die Regierung es versprochen hat. Abzuwarten bleibt, wie der geplante „Wertvergleich“ mit der Hauptstadt sich auswirken soll. Und inwiefern die Grundsteuerreform tatsächlich dazu beitragen soll, „die Grundstücksspekulation zu konterkarieren“, wie die Regierung es als politisches Ziel im Koalitionsvertrag festgehalten hat: Als er unterzeichnet wurde, war noch nicht klar, ob die Grundsteuer eine kommunale Steuer bleibt. Mittlerweile steht fest, dass dem so sein soll. Damit aber entscheiden über die endgültige Höhe der Steuer weiterhin die Gemeinden mit den Hebesätzen. Aus dem Innenministerium heißt es dazu vorsichtig, der Spekulation entgegenwirken lasse sich auf nationaler Ebene besser, und dass zu diesem Zweck „etwas Zusätzliches eingeführt“ werden könne. Was, bleibe allerdings noch zu „überlegen“.

Die Regierung hat einen Kniff gefunden, um für die Grundsteuerreform die mehr als 300 000 Immobilien nicht allesamt neu bewerten zu müssen

Diskotheken sind aktuell gezwungen, sich neu zu erfinden. Das stellt nicht nur sie selbst vor Probleme: Mit ihnen geht ein Druckventil der Gesellschaft verloren

Nachtaktive Spezies

Misch Pautsch

13. März 2020, Luxemburg: Ein gleißendes Licht blitzt durch die Dunkelheit. Geblendete Bewohner der Nacht kneifen schützend die Augen zusammen, ihr genervtes Stöhnen ist selbst durch das Pfeifen im Ohr zu hören. Die Musik hat aufgehört, das letzte Glas ist fast leer. Zeit, nach Hause zu gehen, wie auch immer. Beim Verlassen der Diskothek übermotiviert Versprechen, dass die Party weitergehe, denn es wird immer lauter gemunkelt, dass es die letzte für eine lange Zeit sein könnte. Die Sonne kriecht über den Horizont, müde Diskogänger/innen ins Bett.

14. August 2020, gleicher Ort: Es ist ein lauer Abend nach einem heißen Tag. Normalerweise wäre der ungewöhnlich warme Sommer ein Gesprächsthema, aber nicht dieses Jahr. Die Nachteulen sind ans Tageslicht gezerrt worden, durch ein Virus, das sich nicht wegtanzen lässt. *Alors on danse?* Verboten. Nicht explizit, natürlich, aber die Tanzflächen sind und bleiben geschlossen. Stattdessen trinkt und isst man im Sitzen, untermalt von Musik, die leise genug ist, dass geredet werden kann. Um Mitternacht machen sich die letzten verhinderten Nachteulen auf den Weg. „Die meisten Gäste sind normalerweise um diese Zeit gekommen, jetzt müssen wir sie schon vor Mitternacht nach Hause schicken“, klagt der Besitzer des Nachtclubs – laut Statec einer von etwa (die Zahlen und Definitionen sind wacklig) 28 im Großherzogtum. In welchem sich diese Szenen abspielen, sei der Fantasie des Lesers überlassen, denn sie sind in allen Diskotheken und Clubs die gleichen: Die gemeine Nachteule hat ihren natürlichen Lebensraum verloren und mit ihrem zeitweiligen Verschwinden sind die Besitzer von Diskos und Clubs, groß und klein, gezwungen, sich neu zu erfinden, ohne Spielraum für Fehler. *Adapt or die* im Blindflug.

Ausweichpläne Die Lage der Nachtclubs und Diskotheken ist seit März erdrückend: „Wir waren die Ersten, die schließen mussten und werden wohl die Letzten sein, die wieder normal arbeiten können“, sagt Edvin Huremovic, Geschäftsführer des M Club in Hollerich. Normalerweise trudelten hier spätabends rund 1 000 Gäste an, um die Nacht durch zu tanzen. Nun sind es etwa 400, an festgelegten Sitzplätzen, zum Essen und Trinken. Bestellt wird am Tisch, an dem nie mehr als zehn Leute gleichzeitig sitzen dürfen. Im Melusina in Clausen zeichnet sich ein ähnliches Bild ab: Die Diskothek wurde innerhalb von drei Wochen zum Restaurant umfunktioniert, Neuland für das Team um Geschäftsführer Dany Crovisier: „Wir hatten jetzt fünf Monate kein Einkommen, dann wurde ordentlich in den Umbau investiert und jetzt müssen wir hoffen...“ Hoffen, dass die laufenden Kosten bezahlt werden können, dass das Überleben gesichert, oder zumindest die Insolvenz nach hinten verschoben werden kann. Die Unternehmensfreudigkeit der Clubs kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Quereinstieg in einen gesättigten Markt wie die Restauration einem Akt der Verzweiflung nahekommt. Denn die Kosten laufen weiter. Kleine Gesten helfen, sind aber nur ein Tropfen auf den heißen Stein: M Immobilien, bei denen alle Diskotheken in den Rives de Clausen Untermieter sind, hat diesen laut Generaldirektor Serge Libens am Anfang des Sommers einen Monat Miete erlassen. *Qui dit cré-dit dit créance – qui dit dette te dit huissier...*

Das De Gudde Wëllen hatte sein *touch-and-go* bereits, konnte sich nur über Wasser halten, weil die Stadt Luxemburg in letzter Sekunde die Genehmigung gab, eine Terrasse in der Corniche zu betreiben. Direkt davor stand das Konto auf null, erinnert sich Luka Heindrichs, einer der drei Geschäftsführer des Kulturhaus-Café-Nachtclub-Hybrids. Die Zeit zwischen dem Lockdown und der Eröffnung der Terrasse die in drei Tagen aufgebaut wurde, konnten sie nur dank „sechs Bombenmonaten davor“ überbrücken. Die neue Terrasse erlaubt zwar nicht, die Regeln zu umgehen, macht diese aber für die Gäste weit erträglicher, erlaubt, ihre Erwartungen zu erfüllen: Hier ist gemütliches Sitzen nicht ungewöhnlich, sogar Sinn und Zweck der Sache. Diese Lösung hat ihre Vorteile, auch für Gäste, die sich nicht nur über die Aussicht freuen: „Es ist weniger stressig“, beschreiben die

Die Nachteulen sind zu invasiven Zugvögeln geworden, die neue Lebensräume suchen

Studierenden Stella und Pol ihren entspannte Mittwochabend, Bier und Cocktail in der Hand, „hier darf man sitzen“. Es sei an dem Abend etwas ruhig, sagt Heindrichs über die fast volle Terrasse, „wohl, weil das Wetter vorher nicht so toll war“. Hier hört man Englisch, da Holländisch und Spanisch: Ein großer Teil der Kundschaft sind Touristen. Leute die den etwas verwinkelten Weg ins Café nicht gefunden hätten. Auch bei der Eröffnungsnacht des umfunktionierten Melusina wurde schnell klar: Der Stammkunde wurde ersetzt, bunte Partyvögel weichen Frackträgern.

Diese Gäste sind eine neue, unbekannte, „gehobener“ Schar, und ihre Wünsche – für die Besitzer der Nacht ebenfalls oft neu – wollen erfüllt werden, sollen die Rechnungen am Ende des Monats bezahlt werden. „Wir waren es gewohnt, dass die Leute nach dem Abendessen im Restaurant zu uns kommen und wir ihnen quasi nur noch ein Getränk hinstellen müssen. Nun sagen sie uns, wir müssten an der Menuauswahl arbeiten“, fasst Crovisier den ersten Testlauf zusammen: Dennoch nennt er es einen vorläufigen Erfolg, der mit neuen Herausforderungen einhergeht. Die Wiedereröffnung wird alleine deshalb schon als positiv aufgefasst, weil nach Monaten Stillstand überhaupt etwas passiert. Trotzdem bleibt die Existenzangst, sie ist nur vorübergehend in den Hinterkopf verbannt: „Wir sind immer noch im kleinen Luxemburg, mit so einem Umbau hat man da nur eine Chance...“ Denn Mundpropaganda verbreitet sich wie ein Lauffeuer, vor allem nach monatelanger Informationstrockenheit. Es ist ein Tauziehen zwischen Identitätswahrung und Überlebenszwang: „Wir sind immer noch das Melu, die Leute kommen, um sich zu amüsieren, um zu lachen und nebenher zu essen“, hofft der Geschäftsführer der alteingesessenen Diskothek.

Invasive Spezies Es fällt auf: Keine dieser Ausweichaktivitäten ist *disco*. Eher sind sie distinkt *undisco*. Was, wenn der Tinitus aber so weit abklingt, dass die Welt und die eigenen Gedanken zu laut werden, wenn Dampf abgelassen, Frust weggetanzt werden muss? Denn das *Nightlife* erfüllt für viele die wichtige gesellschaftliche Aufgabe des Druckventils. In relativer Sicherheit etwas den Kopf verlieren. *Alors on sort pour oublier tous les problèmes*. Hygieneregeln können den *Dancefloor* evakuieren, aber nicht die Natur des Menschen ändern: Die Nachteulen sind nicht ausgestorben, sie sind lediglich zu Zugvögeln geworden, die neue Lebensräume suchen. Geschätzte 10 000 Leute haben sich Anfang August in Lozère in Südfrankreich zu einer nicht genehmigten oder überhaupt angefragten, mehrere Tage langen *Rave* getroffen, die 80 anwesende Polizisten nicht aufzubrechen vermochten. In gewohnt kleinerer Fassung, aber im gleichen Geiste, liest man in Luxemburg von „illegalen Parties“ mit 150 bis 180 Besuchern im Bambesch, oder je 100 Leuten in Kockelscheuer und Strassen. In Differdingen konfiszierte die Po-



Nightlife im Umbau: Das Melusina (oben rechts) wurde kurzerhand zum Restaurant, das De Gudde Wëllen wurde nach außen verlagert.

lizei indes nicht nur Zelte, Partybeleuchtung und Kühlschränke, noch bevor diese aufgebaut werden konnten, sondern auch direkt Flyer mit Listen der auftretenden DJs. Es sollten Getränke vor Ort verkauft werden, im Stehen am Tresen. Das klingt sehr *disco*. Ganze 30 Personen wurde laut Polizeibericht hier erwischt; nicht beim partymachen, sondern beim partyvorbereiten. *Ça prend des trips*. *Et ben y en a encore*: Eine angekündigt nicht angekündigter Party-Protest-Mischling ist in Köln unter dem Motto „Kulturbewegt, Rettet die Veranstaltungsszene“ geplant und in Manchester eskalierte ein Treffen, das von der Veranstalterin laut eigener Aussagen als „kleine Hausparty“ geplant war: 200 Tanzbedürftige schickte die Polizei nach Hause.

Dampfkochtopf Solche „wilden Parties“ sind keine langfristige Lösung für das unerfüllte Verlangen nach Feiern, aber sie zeichnen das Bild einer Gesellschaft, die unter Covid-Stress steht. Bleiben die Hygieneeinschränkungen, wie sie heute in Kraft sind, bestehen, wird sich die Polizei auf ein langes nächtliches Katz- und Mausspiel einstellen müssen. Ein Vergleich mit der Prohibition wäre ein schiefer, aber die Parallelen sind nicht von der Hand zu weisen. Zu bekannt wirkt der Versuch, ein gesellschaftlich tief verankertes Bedürfnis zu verbieten – so lauter die Absichten hinter dem Verbot auch sein mögen –, das dermaßen einfach und von jedem im großen und kleinen Stil umgangen werden kann. Es bleibt alleine, an die Vernunft und

Rücksicht der Leute zu appellieren. Nur lassen sich emotionale Bedürfnisse nicht wegrationalisieren. Das Dilemma: Unterschätzt eine Person das Virus, steigt die Chance, dass sie die Regeln bricht. Respektiert sie die Regeln, steigt der Stress und damit das Bedürfnis nach Druckausgleich. Nach ersten vorsichtigen Schätzungen des European monitoring center for drugs and drug addiction ist der Alkoholkonsum in Europa seit dem Beginn der Pandemie angestiegen, obwohl die sozialen Anlässe zu trinken deutlich seltener geworden sind. Das Institut erklärt den Anstieg zumindest teilweise durch Angst, die mit dem *Lockdown* einhergegangen ist. Das Druckventil ist verstopft und im Topf beginnt es zu brodeln. *Alors on danse*.

Östliches Mittelmeer

Einflussnahme und Expansionismus

Cem Sey, Berlin

Am 12. August begegneten sich türkische und griechische Kriegsschiffe unweit der griechischen Insel Kreta. Sie haben sich zwar nicht beschossen, wohl aber gegenseitig gerammt, was im militärischen Denken offensichtlich als eine Drohgebärde vor einem bevorstehenden Konflikt verstanden wird. So, wie zwei Halbstarke sich auf der Straße schubsen, kurz bevor sie ihre Fäuste sprechen lassen.

Wie dumm solche Aktionen auch aussehen mögen, die Risiken, die daraus resultieren, sind groß. Denn sie könnten zu einem Flächenbrand führen, als „nur“ einem griechisch-türkischen Krieg. Denn dahinter steckt wesentlich mehr, als es beim ersten Blick aussieht.

Beim ersten Blick sieht es nämlich so aus, als ob der unberechenbare türkische Autokrat, Recep Tayyip Erdogan, wieder einmal Unruhe stiftet. Ankara behauptet, Griechen, Israelis und Ägypter versuchten der Türkei den Zugang zum östlichen Mittelmeer zu versperren. Es geht um für den Weltmarkt völlig unwichtige Gasvorkommen, die aber eben Griechenlands, Israel und Ägypten gemeinsam erbeuten wollen. Die Türken nannten das Abkommen ihrer Nachbarn eine Farce und schickten ihre eigenen Bohrschiffe in Begleitung von Kriegsschiffen in die Region. Daraufhin setzte Athen ihre Armee in Alarmbereitschaft und Frankreich schickte als Zeichen seiner Unterstützung für Athen zwei Kampfflugzeuge nach Zypern.

Es geht vordergründig um Gas, aber im Hintergrund um Einfluss in der Region. Ankara verfolgt eine offen expansionistische Politik. Die Türkei mischt sich nicht nur in Syrien mit ihren Truppen in den Bürgerkrieg ein, sondern führt gleichzeitig einen Stellvertreterkrieg auf libyschem Boden. Ankaras Diplomaten und Geheimdienstler mischen sich in Somalia, Palästina und Libanon ein. Zuletzt machten Erdogans Außenpolitiker klar, dass sie auch bereit sind Aserbaidschan gegen Armenien militärisch zu unterstützen. Erdogan drohte kürzlich Athen auch wegen des griechischen Westthrazis, wo eine türkische Minderheit lebt. Angeblich hätten griechische Soldaten während eines Manövers muslimische Friedhöfe beschossen.

Die aktuelle Krise ist aber nicht allein der Abenteuerlust des Erdogan-Regimes geschuldet. Denn einerseits tragen die manchmal dummen Aktionen der konservativ-nationalistischen griechischen Regierung zur Vertiefung des Konflikts bei. Andererseits ist der aktuelle griechisch-türkische Streit eine Verlängerung des Streits zwischen den beiden Ländern über Festlandsockel und Hoheitsgewässer. Diese seit den 1970-er Jahren anhaltende Auseinandersetzung brachte beide Länder mehrmals an den Rand von militärischen Konflikten. Trotzdem hat die internationale Gemeinschaft bisher lieber den Kopf in den Sand gesteckt, anstatt ernsthaft eine Lösung anzustreben.

Es kann auch nicht mit Widerstand in der Türkei gegen die Außenpolitik Erdogans gerechnet werden. Ein Großteil der Opposition betrachtet die außenpolitischen Abenteuer Erdogans lediglich als ein Versuch, die Aufmerksamkeit von seinen innenpoliti-

Europe centrale et orientale

La frustration augmentée

Mirel Bran, Bucuresti

C'était un conte de fées mais, comme tous les contes de fée, elle a une fin. La fée, c'est cette Chine bouillonnante qui, dans les années 2000, affichait des taux de croissance à deux chiffres qui faisaient pâlir d'envie l'Occident resté à la traîne. Et quand les chiffres augmentent les ambitions, elles aussi, augmentent. Fasciné par sa puissance, le dragon chinois avait souhaité faire une percée au sein de l'Union européenne (UE). Mais l'Europe s'était montrée frileuse face aux avances de l'Empire du Milieu. Le dragon chinois avait alors découvert le maillon faible de la chaîne européenne, à savoir l'Europe centrale et orientale.

Le conte de fées commence en 2012 à Varsovie avec un partenariat entre la Chine et seize pays de l'Europe

centrale et orientale : Pologne, République Tchèque, Hongrie, Slovaquie, Roumanie, Bulgarie, Croatie, Slovénie, Estonie, Lettonie, Lituanie, Serbie, Bosnie et Herzégovine, Monténégro, Albanie et Macédoine. Baptisé « Format 16 + 1 », ce partenariat avait reçu le feu vert de la Commission européenne l'année suivante à Bucarest, la capitale roumaine, où Pékin s'était engagé à l'inscrire dans le partenariat stratégique Chine-UE.

À l'époque les autorités chinoises avaient promis à l'Europe centrale et orientale une ligne de crédit de dix milliards d'euros et un fonds d'investissement initial de 500 millions d'euros. « Le Format 16 + 1 peut devenir un outil d'intégration de l'Europe tout

entière qui sera reliée à la Chine par la nouvelle route de la soie grâce aux projets d'infrastructures et aux voies de communication réalisées conjointement, avait déclaré le Premier ministre chinois Li Keqiang lors du sommet de Belgrade en 2014. Dans ce format nous avons des potentialités complémentaires et des intérêts convergents. »

Depuis l'élargissement de l'UE en 2004, l'écart économique entre l'Est et l'Ouest a diminué mais est encore présent. Plus on va vers l'Est, plus le PIB diminue. Pour les anciens pays du bloc communiste, l'intégration à l'UE a été perçue comme un tremplin vers la prospérité, mais le chemin s'avère long et sinueux. Plus on va vers l'Est, plus augmente la frustration.

Un nouveau chapitre s'est ouvert dans la guerre commerciale sino-américaine

d'un décalage économique face au riche Occident. En 2019 la Roumanie, pays situé aux confins orientaux de l'UE, affichait un PIB par habitant de 11 500 euros, loin derrière un pays comme le Luxembourg, qui affichait 102 000 euros de PIB par habitant. Et quand la Chine promet de donner un coup de pouce pour accélérer les investissements et la croissance, elle est très écoutée dans l'Europe de l'Est.

En 2015 la Roumanie avait signé un accord de plus de sept milliards d'euros avec le fleuron de l'industrie nucléaire chinoise China General Nuclear Power (CGN), pour la construction des tranches n°3 et n°4 de la centrale nucléaire de Cernavoda, ville située au sud-est du pays. Un autre gros contrat concerne la téléphonie mobile et le futur réseau 5G que la Chine Huawei compte installer dans les pays de l'Europe centrale et orientale. « Nous avons déjà investi un milliard d'euros en Roumanie, a déclaré George Zhang, le PDG de Huawei Roumanie. Nous avons 2 100 employés, et 5 000 autres emplois grâce aux contrats que nous avons signés dans ce pays. »

Même son de cloche dans les autres pays de l'ancien bloc communiste, qui ne perdent pas une occasion



Umkämpftes, begehrtes Gas (Bild: Depot auf Lanzarote, Kanarische Inseln)

und der Maghreb sind inzwischen eine wichtige Szene im Kampf globaler Mächte um Einflussphären.

Auch die Europäische Union mischt hier mit. Obwohl die EU oft wegen ihrer Passivität kritisiert wird, sind einzelne EU-Staaten in der Region außerordentlich aktiv. Vor allem Frankreich, das sich unter Emmanuel Macrons Präsidentschaft eine souveränere und von den USA unabhängige Rolle für die EU wünscht, ist nicht nur diplomatisch, sondern auch militärisch an vielen Konflikten der Region beteiligt.

Berücksichtigt man zudem den US-Iran-Konflikt und den bitteren Wettbewerb zwischen Washington und Moskau, Einfluss in der Mittelmeerregion zu gewinnen sowie die Kontroverse zwischen Teheran und dem arabischen Block um Saudi-Arabien wird deutlicher, wie verworren die internationale Politik zur Zeit im östlichen Mittelmeer ist.

Der aktuelle Konflikt zwischen Griechenland und der Türkei findet in einer Region statt, wo in Libyen die USA und Russland hinter verschlossenen Türen intrigieren, Israel mit einem Friedensvertrag mit den Vereinten Arabischen Emiraten das politische Gleichgewicht verändert und in Syrien der seit zehn Jahren andauernde Bürgerkrieg immer weiter internationalisiert wird. Es sind schließlich diese globalen und regionalen Rivalitäten, die dem türkischen Regime unter Erdogan wiederholt die Gelegenheit geben, seinen expansionistischen Appetit zu stillen.

des logements) autour des différents modèles d'urbanisation. Wiltz et Dadelange sont deux gigantesques projets qui sont entièrement en main publique, avec des objectifs sociaux et écologiques. Or la pression du marché du logement est désormais telle qu'elle efface les traces du passé. Ce qui, en fin de compte, n'est pas vraiment dans l'esprit de la réaffectation préconisée par l'économie circulaire.

mals weitgehend frei berichtenden türkischen Medien systematisch unter Druck zu setzen. Nicht mit gesetzlichen Einschränkungen, sondern durch schlaues Infiltrieren. Der erfahrene und kritische Journalist Aydin Engin beschreibt dieses Vorgehen im Blog *international.de-linke.de*. „Ein Finanzpool, der aus höchstens fünf oder sechs großen Bauunternehmen besteht, die den Löwenanteil bei staatlichen Ausschreibungen erhalten, hat Zeitungen und Fernsehstationen aufgekauft und deren Führungsetagen mit Leuten betückt, die Erdogans Empfehlungen und Anweisungen befolgen.“

erneuten Angriffs des autokratischen Regimes auf kritische Medien häuften sich bereits im Vorfeld. Denn seitdem die größten und bekanntesten Medien von Erdogans Helfern unterwandert sind, sind es vor allem die kleinen Medien im Internet, die dem Regime ein Dorn im Auge sind.

Mit einer Anordnung vom 1. August 2019 versucht der türkische Hohe Rat für Rundfunk und Fernsehen (RTÜK) zur Zeit, das Internet unter seine Kontrolle zu bringen. Laut ihr müssen ab jetzt Sender und Livestream-Kanäle, die in der

Der Vertreter von Erdogans Partei im RTÜK, Murat Altınok, beteuerte gegenüber der BBC, dass Sender, die auf YouTube oder Periscope einige Stunden senden, von der neuen Regelung nicht betroffen seien. Doch der Text der Anordnung ist dermaßen unpräzise, dass nicht nur die vom Regime verhassten kritischen Medien in der Türkei wie Medyascope oder T24 bald zum Schweigen gebracht werden könnten, sondern auch internationale Sender. Vor allem wird bereits spekuliert, wie die Kontrollen von RTÜK mit dem neuen, gemeinsamen YouTube-Kanal der Sender Deutsche

Votre publicité ici

Contactez Zoubida Belgacem qui est en charge de la régie publicitaire au sein du **Lëtzebuurger Land**.

+352 48 57 57 32
belgacem@land.lu

In diesem „Analyse“ wird nicht
erstattung der türkischsprach
und Sendungen der britischen
schen DW, der US-amerikan
französischen France24, des
und des chinesischen CRI so
Tagesteitung *The Independent*
das Privaten einzelner Jour
Medien wird analysiert. Sie v
ihrer Facebook- oder Twitter-
t. Sie behauptet, die Forsch
wissenschaftlichen Ergebnisse

Die genannten Medienanstalten sind der dort beschäftigten Journalisten zum Beispiel in den sozialen Netzwerken Terrorangriffen auf die Türkei verurteilt noch ihre Trauer als Schlussfolgerung: „Ein bedauerlicher Mangel an Medienanstalten, die vielfältigen und unabhängigen betreiben, befinden sich unter Türkei-Gegnern.“

Bei der "empirischen" der internationalen Zusammenarbeit dreist, sie sollen ihre Erfahrungen austauschen, die Arbeit der Berichterstattung zu kontrollieren, die amtlichen Erklärungen der Parteien zu überprüfen, die Berichterstattung nur auf die wesentlichen Punkte zu beschränken.

Dabei bleibt zu befürchten, dass die Berichte nicht nur die gesamte Bevölkerung, sondern auch die Medien in China erreichen werden. Das ist in naher Zukunft wahrscheinlich, wenn die Medien in China die Freiheit bekommen, die sie in anderen Ländern haben. Das ist ein Schritt in die Richtung der Normalisierung.

derrière un pays comme le
102 000 euros de PIB par
promet de donner un co
les investissements et la
tée dans l'Europe de l'Est.

milliards d'euros avec le f
 éaire chinoise China Gene
 pour la construction des t
 trale nucléaire de Cernav
 u pays. Un autre gros con

mobile et le futur réseau compte installer dans les pays d'Europe de l'est et orientale. « Nous avons financé 100 millions d'euros en Roumanie, le PDG de Huawei Roumain a 100 employés, et 5 000 autres dans le monde, que nous avons signés dans

de exprimer leur frustration par rapport à l'Europe de l'Ouest. « La Chine est un bon investisseur alors que l'Union européenne ne réserve à l'Europe centrale qu'une petite partie de ses investissements », a déclaré le ministre des Affaires étrangères polonais Jacek Czaputowicz en juillet 2019, lors d'une conférence de presse conjointe avec son homologue chinois Wang Yi à Varsovie. J'ai encouragé le ministre chinois à investir davantage en Pologne et en Europe centrale. » La Hongrie parie elle aussi sur Huawei pour installer le réseau 5G sur son territoire. « La Hongrie va coopérer avec la Chine en matière de télécommunications, a déclaré le ministre hongrois des Affaires étrangères Peter Szijarto lors de sa visite en Chine en novembre 2019. Nous voulons attirer les investisseurs étrangers qui pourront digitaliser notre pays et développer l'Internet des objets. »

Mais le conte de fée chinois en Europe centrale et orientale a subi un coup dur depuis que les États-Unis ont entamé en 2018 une guerre commerciale avec la Chine. Washington a donné la nouvelle consigne à tous ses partenaires de l'Otan en Europe centrale et orientale. Et la voix de l'oncle Sam a été entendue. Le 12 juin, la Roumanie a annoncé la rupture de l'accord conclu avec le groupe du nucléaire chinois CGN. Bucarest met aussi un frein à Huawei. Même son de cloche à Varsovie et dans la plupart des pays d'Europe centrale et orientale. Donald Trump a misé sur la peur de la Russie dans les pays de l'ex-bloc communiste et leur a rappelé que leur sécurité est assurée par l'Otan où l'US Army reste le premier violon. Hormis la Hongrie qui bénéficie d'un partenariat privilégié avec la Russie, les pays de l'Europe centrale et orientale sont en train de tourner le dos aux avances du dragon chinois. Entre l'argent de Pékin et la sécurité militaire promise par Washington, l'Europe centrale et orientale a choisi.



La paupérisation galopante se voit aussi dans certaines rues commerçantes, comme ici à Esch

josée hansen

Positiver Jean-Marc Prime reste optimiste malgré la situation. « Nos entreprises sont le baromètre du marché du travail, dit-il, nous enregistrons de manière anticipée les mouvements et tendances du marché, qu'ils soient croissants ou décroissants ». Prime est le gérant de Kelly Services Luxembourg et vice-président de la fédération des agences d'intérim Fedil Employment Services, qui représente 21 sociétés (sur cinquante), constituant environ 70 pour cent du chiffre d'affaires du secteur au Grand-Duché. Les travailleurs intérimaires, qui sont normalement embauchés pour renforcer les équipes en cas de besoin, sont forcément les variables d'ajustement, ceux dont les emplois sautent si les perspectives

de marché de tel ou le secteur s'assombrissent. Selon le rapport interne de la fédération, la coupe dans le nombre des heures prestées fut brutale : moins 34 pour cent par rapport à la même période de l'année dernière en mars, jusqu'à moins 67 pour cent en avril, en plein confinement. Puis cela remonte lentement : en juin, il y avait encore 28 pour cent d'heures en moins qu'à la même période en 2019, où les intérimaires avaient presté un million d'heures, tous secteurs confondus.

Alors ceux qui étaient en contrat à cette période-là avaient les mêmes droits que les salariés des entreprises concernées : respect des gestes barrières, recours maximal au télétravail là où c'était pos-

sible, droit de toucher le chômage partiel... Mais ceux dont les contrats, souvent très brefs, se terminaient, se retrouvent au chômage. Dans la foulée de la crise financière de 2008, quelque 2 000 emplois intérimaires avaient disparus en deux ans, notait alors le Stateg dans son analyse de ce phénomène (*Regards* n°3/2012) : « Les employeurs ont donc, pour une large part, absorbé le repli de l'activité en diminuant le travail intérimaire plutôt que de licencier sèchement du personnel », écrivaient Jean Ries et Véronique Sinner à l'époque. L'industrie et la construction sont traditionnellement les principales branches utilisatrices du travail intérimaire, suivies du secteur financier et des services aux entreprises, puis du secteur des ser-

« Ces gens étaient complètement bloqués durant le confinement : ils ne pouvaient plus travailler, mais ne pouvaient pas non plus rentrer chez eux, les frontières étant fermées », raconte Laurence Hever de l'Asti

vices plus large. L'industrie et la construction ont pu reprendre leurs activités depuis mai, mais ces secteurs restent encore « fortement impactés » par la crise, constate encore Jean-Marc Prime : « Sans surprise, le secteur de l'horeca paie le plus lourd tribut dans ce contexte particulier. Certaines de nos entreprises ont eu recours au chômage partiel pour leurs propres employés mais aussi pour les employés intérimaires dont le contrat de mission n'était pas arrivé à échéance. » Kelly Services pour sa part, travaillant essentiellement dans le domaine tertiaire, a vu une grande partie de son personnel télétravailler, mais a également constaté un changement d'attitude de certains de ses clients, qui adoptent une approche plus défensive et prudente. Certains préfèrent désormais recruter par eux-mêmes, note Prime. Le secteur financier était plus faiblement impacté par la crise jusqu'à présent. « On a constaté une reprise, mais il faudra plusieurs mois, voire plus, pour retrouver le volume d'affaires d'avant », concède Jean-Marc Prime.

Précarisation Le secteur du travail intérimaire représente toujours aux environs de deux pour cent du marché de l'emploi salarié au Luxembourg ; 18 000 salariés ont occupé un emploi intérimaire entre janvier et juin 2018, selon le syndicat OGBL. Plus de cinquante pour cent de ces salariés étaient alors des frontaliers résidant en France, suivis, en proportion, de résidents non-luxembourgeois, puis de frontaliers allemands et belges. Selon le Stateg, seuls deux à trois pour cent étaient Luxembourgeois il y a dix ans, et il s'agit plutôt d'hommes âgés entre 25 et 34 ans. Les travailleurs frontaliers disparaissent vite des statistiques luxembourgeoises. En juillet de cette année, le nombre des demandeurs d'emploi inscrits à l'Adem a augmenté de 26,1 pour cent sur un an ; le nombre de nouveaux postes déclarés par les patrons a diminué de 26 pour cent par rapport à juillet 2019 et les bénéficiaires des mesures pour l'emploi ont du mal à les quitter faute d'opportunités d'embauche. Autant d'indicateurs que doit discuter le comité de coordination Tripartite, qui s'est réuni le 3 juillet et doit se retrouver à la rentrée.

Frédéric Krier, membre du bureau exécutif de l'OGBL, y a participé. Il a observé avec inquiétude une accélération du développement du travail précaire : en juin, 35 pour cent des nouveaux emplois déclarés auprès de l'Adem étaient des contrats à durée déterminée (CDD), contre vingt pour cent en juin 2019. L'IGSS (Inspection générale de la sécurité sociale) répertoriait 22 640 CDDs fin mars 2020, contre un peu plus de 15 000 en 2013. « En règle générale, on constate une réticence grandissante des patrons à créer des CDI », observe Krier Or, pour aborder la hausse du chômage et envisager comment maintenir les gens dans l'emploi, le comité tripartite ne peut jamais analyser que les chiffres officiels : la croissance rapide du taux de chômage, qui s'établit désormais à 6,6 pour cent, et celle, beaucoup plus alarmante encore, du chômage des jeunes (une augmentation de 42,5 pour cent des demandes de moins de trente ans sur un an en juillet, selon l'Adem). « Lors de la précédente crise, en 2008/9, se souvient Krier, ce furent surtout des personnes plus âgées qui perdirent leur emploi. Mais aujourd'hui, les moins de trente ans ne trouvent plus que des emplois précaires. Ils mettront plusieurs années avant de décrocher un premier CDI. »

Éviter la faim Ce que les chiffres officiels ne disent pas, ce sont les phénomènes du travail illégal ou moyennement légal, souvent le premier et le plus brutalement frappé par la crise : Les faux indépendants par exemple, comme les livreurs des services de *home-delivery* dans la restauration, qui échappent complètement aux syndicats. Ou les travailleurs au noir, qui n'apparaissent que rarement, dans des communiqués de l'Ins-

pection du travail et des mines (ITM) après des descentes de contrôle sur des chantiers.

Ce sont les ONGs d'aide aux travailleurs immigrés, notamment l'Asti, qui voient ces invisibles. Laurence Hever y est assistante sociale et a entendu les cris de détresse de ces femmes de ménage employées au noir dans plusieurs ménages ou sur des campings, ou de ces hommes travaillant sans être officiellement déclarés dans la restauration ou la construction, et dont, du jour au lendemain, le travail s'arrêta net avec le confinement à la mi-mars, sans aucun revenu de remplacement ni aucun droit à quoi que ce soit. Alors, pour parer au moins à la faim, l'Asti a lancé un appel aux dons et récolté une dizaine de milliers d'euros en argent privé, plus une aide exceptionnelle de l'Œuvre, et a finalement pu distribuer des bons alimentaires pour plus de 36 000 euros à 134 ménages, dont 69 enfants. Ces demandeurs étaient Brésiliens, Péruviens, Sénégalais, Camerounais, Nigériens et Capverdiens, certains Maghrébins aussi – et pour plus d'un quart ressortissants des pays d'Ex-Yougoslavie (surtout Serbes), qui avaient introduit une demande de protection internationale n'ayant jamais abouti. Certains sont au Luxembourg depuis plusieurs années, en moyenne entre quatre et six ans, parfois jusqu'à quinze ans. Ils travaillent ici, souvent pour des salaires sous les minima sociaux, parfois ils cotisent même, leurs enfants sont scolarisés – mais il n'en découle aucun droit. Le 22 juillet, l'Asti a arrêté son action parce que les fonds récoltés étaient épuisés. Une éventuelle relance est envisagée en septembre, selon l'évolution de la situation. Ce qui est sûr, c'est que beaucoup d'entre eux n'ont pas retrouvé leurs jobs, au moins pas tout le volume. « Ces gens étaient complètement bloqués durant le confinement : ils ne pouvaient plus travailler, mais ne pouvaient pas non plus rentrer chez eux, les frontières étant fermées », raconte Laurence Hever. La dernière régularisation de sans-papiers remonte à 2013 ; quelque 500 dossiers avaient alors été traités.

Le 10 juillet, lorsque la deuxième vague du virus se confirmait au Luxembourg, la ministre de la Santé Paulette Lenert (LSAP) évoqua deux *clusters* de nouvelles infections dans des « colocations ». Il s'avéra qu'il s'agissait de ces chambres miteuses au-dessus de cafés louées à prix d'or à de nombreux travailleurs précaires. Information que Laurence Hever confirme : les travailleurs au noir étant par définition précarisés et vivant dans la peur de perdre leur emploi, ils n'ont pas de droits sociaux et ne peuvent pas se payer le « luxe » de tomber malade, de ne pas venir travailler, et n'ont pas d'endroit où se faire tester au virus ou s'isoler en quarantaine. Cette fin de semaine, l'Asti devrait enfin rencontrer des représentants du ministère de la Santé afin de discuter des enjeux de la lutte contre la propagation du virus dans l'économie parallèle. Car si la première chose qu'il faut montrer en entrant dans une structure de test, ce sont des papiers d'identité et de sécurité sociale, il est évident que les travailleurs au noir en sont exclus. Il est envisagé de passer par un système de bons anonymisés et distribués par le réseau de l'Asti et de mettre en place un foyer sécurisé où les malades du coronavirus, même précaires, puissent se retirer et être soignés. « Nous ne demandons pas de preuves et pas de papiers, assure Laurence Hever. Nous croyons les personnes qui viennent nous voir sur base de ce qu'elles nous racontent. »

Tout se passe comme si, au Luxembourg aussi, le coronavirus était cet « exhausteur d'inégalités » que décrit le sociologue de l'Université du Luxembourg Louis Chauvel dans une interview (*d'Land* du 15 mai), un « monstre disruptif » qui, si la société ne réagit pas à temps, risque d'amplifier « tout un ensemble de fragilités sociales et socio-économiques qu'on n'avait pas anticipées ».

Le travail informel, intermittent ou interstitiel est le premier à sentir les conséquences du *lockdown* et de la crise économique post-Covid-19 qui s'annonce

La BCE envisage d’y logger les créances douteuses des banques européennes

Une mauvaise banque



Memento mori économique : Le Boulevard Royal et la Rocade de Bonnevoie fin mars, lors du grand confinement

Georges Canto

Dans le monde entier les banques se préparent à faire face à une vague de problèmes de remboursements des prêts qu’elles ont accordés, avant la crise mais aussi depuis mars dernier, à leur clientèle de ménages et d’entreprises. Cette vague surviendra surtout au moment où les dispositifs d’aide imaginés au printemps arriveront à échéance. Ainsi en France, depuis le 25 mars les entreprises ont la possibilité d’obtenir, de droit, un report de leurs mensualités, soit en capital, soit en intérêts, soit pour l’intégralité. À partir du 25 septembre, elles devront reprendre leurs remboursements. Le capital restant à payer sera reporté sur la durée résiduelle du prêt, mais les intérêts non réglés pendant six mois seront exigibles en une seule fois ! Les craintes vont s’accroître au fur et à mesure que la date fatidique se rapprochera, car selon un mot prêté au financier américain Warren Buffett « c’est quand la mer se retire qu’on voit ceux qui se baignent nus ».

En juin, le gouverneur de la Banque d’Angleterre, Andrew Bailey, a estimé que 36 milliards de GBP (40,4 milliards d’euros) de « prêts Covid-19 d’urgence » aux petites entreprises risquaient de ne pas être remboursés. En France, selon un dirigeant bancaire, « le taux de faillite parmi les entreprises qui ont demandé un Prêt Garanti par l’État (87 milliards d’euros ont été distribués à 500 000 entreprises) sera de dix à vingt pour cent ». Mais si la situation économique est préoccupante du côté des entreprises confrontées à une forte baisse de leur activité, elle l’est aussi du côté des ménages, l’envolée attendue du chômage risquant de rendre un grand nombre d’entre eux incapables d’honorer leurs échéances.

À dire vrai, les banques n’allaient pas attendre l’automne pour commencer à enregistrer des provisions pour dépréciation destinées à faire face aux impayés voire aux faillites à venir, ce qui a fait plonger leurs résultats au deuxième trimestre. En Europe, plusieurs grandes banques ont déclaré des pertes, notamment l’Espagnole Santander (-11,1 milliards d’euros), premier établissement du pays et deuxième banque de la zone euro. Les dégâts ont été plus limités pour la Société Générale (-1,3 milliard) ou pour la Deutsche Bank (-77 millions). La plupart sont restées bénéficiaires, mais avec parfois une chute brutale de leur résultat : respectivement

La « bad bank » achèterait les créances douteuses des banques en émettant des obligations, garanties par le Mécanisme européen de stabilité. Les banques remplaceraient ainsi à l’actif de leurs bilans les « mauvais prêts » par des titres de valeur sûre

-96 pour cent et -91 pour cent chez HSBC et Barclays au Royaume-Uni, - 93 pour la Belge Belfius, -86 pour le groupe français BPCE, -79 pour ING, -77 pour cent pour l’italienne UniCredit et -50 pour BBVA en Espagne.

L’effondrement des résultats est directement imputable aux provisions pour créances douteuses. HSBC estime leur montant annuel pour 2020 entre 6,5 et 10,5 milliards d’euros, soit davantage que son résultat net (part du groupe) en 2019. Au premier semestre, Santander a provisionné l’équivalent de la moitié de son bénéfice 2019. À la Société Générale, les provisions ont quadruplé au deuxième trimestre tandis qu’elles ont doublé au Crédit Agricole. Dans la zone euro, les créances douteuses s’élevaient à 500 milliards d’euros au début de l’été mais leur montant pourrait assez rapidement doubler, fragilisant le secteur bancaire qui serait dès lors contraint de réduire son offre de prêts.

Pour éviter cette situation, la Banque centrale européenne (BCE) est en train de préparer une struc-

ture de défaillance pour y transférer ces montagnes de prêts qui pourraient ne pas être remboursés en raison de la crise économique issue de la pandémie. Un groupe de travail s’est attelé à ce projet de « bad bank » et ses travaux se sont accélérés depuis début juin. L’Italien Andrea Enria, président du conseil de surveillance prudentielle de la BCE et ancien président de l’Autorité Bancaire Européenne, a dit en soutenir l’idée, qui doit encore obtenir l’aval de la Commission de Bruxelles.

L’éventualité de cette création est discutée depuis longtemps car les créances douteuses des banques se sont accumulées après la crise financière de 2008-2009. Elles ont considérablement diminué depuis, mais il y a juste un an, le cabinet Deloitte les avait évaluées à quelque 651 milliards d’euros (sur vingt pays européens) soit trois pour cent de l’encours total. C’est globalement faible mais elles sont restées importantes dans certains pays, surtout quand on les exprime en pourcentage de l’encours total. Ainsi elles représentaient près de quarante pour cent des prêts en Grèce, 21,5 pour cent à Chypre, neuf pour cent au Portugal et huit pour cent en Italie. Dans d’autres pays, elles étaient modestes en proportion mais non négligeables en valeur : 124 milliards en France, 84 milliards en Espagne et 56 milliards au Royaume-Uni.

L’existence de créances douteuses oblige les banques à enregistrer des provisions pour dépréciation qui grèvent leur rentabilité, et par conséquent, en application de la réglementation prudentielle, leur capacité à délivrer de nouveaux prêts.

Le « coût du risque » (encadré) restait acceptable jusqu’au début 2020 mais son montant pourrait poser problème avec la montée attendue des défaillances d’entreprises et de ménages. Le 28 juillet, la BCE a publié une analyse selon laquelle, si le secteur bancaire de la zone euro résiste bien aux tensions causées par la crise sanitaire, la diminution des fonds propres des banques sera tout de même significative. Dans le scénario central, le ratio de fonds propres (CET1) agrégé des banques perd 1,9 point de pourcentage environ, pour s’établir à 12,6 pour cent, et dans le scénario sévère, il diminue de 5,7 points, à 8,8 pour cent d’ici la fin 2022.

Peu étonnant dans ces conditions que les actions du secteur bancaire en pâtissent : l’indice « Stoxx Europe 600 Financials » a chuté de 56 pour cent entre le 24 février et le 18 mars ; à la mi-août, il était encore à un niveau inférieur de près de 28 pour cent à celui du début de l’année, soit son niveau de l’automne 2016.

En 2017, le dernier projet de « bad bank » avait été rejeté en raison de l’opposition de l’Allemagne. En effet cette solution implique une responsabilité partagée des dettes, ce dont Berlin ne voulait à aucun prix. Mais le gouvernement allemand a récemment assoupli sa position en acceptant le principe de l’émission de « corona-bonds ».

Selon le dispositif envisagé, la « bad bank » achèterait les créances douteuses des banques en émettant des obligations, garanties par le Mécanisme européen de stabilité (MES). Ces obligations seraient souscrites par les banques elles-mêmes, qui remplaceraient ainsi à l’actif de leurs bilans les « mauvais prêts » par des titres de valeur sûre, qu’elles pourraient de plus déposer en collatéral pour emprunter auprès de la BCE.

Une difficulté surgit ici, car la Commission européenne considère qu’une garantie apportée par le MES serait une aide publique et contreviendrait aux dispositions de la directive BRRD 2 (Bank Recovery and Resolution Directive) de juin 2019. Mais la gravité de la crise pourrait faire évoluer sa position au cours des prochains mois et la conduire à accepter des exceptions aux règles de sauvetage des banques européennes. Les NPL (pour « non-performing loans », ou prêts non-performants) engrangés par la « bad bank » conservent une certaine valeur et sont ensuite progressivement revendus sur le marché, éventuellement après titrisation, selon le principe de la « gestion en extinction ».

Le projet ne manque pas d’opposants, pour des raisons différentes mais avec une préconisation identique. Le Parlement allemand ne veut pas aller plus loin dans la mutualisation des garanties que ce qui a été consenti en juillet. En Italie, on considère que le projet sera trop lent à être mis en place alors qu’il y a urgence. Dans les deux cas, la

solution envisagée est comme première étape la création de « bad banks » nationales. Cela pourrait être réalisé prochainement en Grèce où la banque centrale a annoncé le 16 juillet la création d’une structure de défaillance.

Coût du risque

Une provision pour dépréciation est supposée couvrir le risque de défaut d’un débiteur. Avant de l’enregistrer, une banque doit, comme n’importe quelle entreprise, isoler l’intégralité de sa créance (en l’occurrence un prêt) dans un compte de clients douteux ou litigieux. Elle doit disposer pour cela d’une raison objective, comme un incident de paiement, à savoir un retard de remboursement de plus de 90 jours. Le montant de la provision doit correspondre à la somme que l’on craint ne pas récupérer. La passation de dotations annuelles aux comptes de provisions revient, comme pour les amortissements, à enregistrer une charge (dite « non décaissée ») qui va minorer le bénéfice imposable, raison pour laquelle cette procédure comptable est surveillée comme le lait sur le feu par le fisc, même si la réglementation reste assez différente d’un pays à l’autre, surtout pour le montant de la provision constituée. Fin avril, la Commission européenne a donné aux établissements bancaires plus de souplesse pour interpréter la norme comptable « IFRS 9 » et éviter que des emprunteurs temporairement fragilisés par la crise sanitaire ne soient automatiquement considérés comme défaillants, ce qui revient à « lisser » le coût du risque. Selon une analyse menée en avril, ce dernier (représenté comptablement par les dotations annuelles aux provisions pour dépréciation des créances clients) devrait tripler cette année dans les banques européennes, avec un retour à la normale seulement en 2022. Mais, avec un niveau un peu supérieur à 1 pour cent des encours (104 « points de base ») il resterait modeste au regard de la gravité de la situation économique. *gc*

Zu Gast

Demokratie ist nicht umsonst

Yves Cruchten

Der von der Regierung verhängte Lockdown war ein tiefer, aber notwendiger Einschnitt in unsere oft als selbstverständlich empfundenen Grundfreiheiten. Inzwischen wurden viele dieser Einschränkungen schrittweise aufgehoben, der Krisenzustand beendet. Die verbleibenden Regeln, festgeschrieben in zeitlich begrenzten Gesetzen, werden regelmäßig auf ihre Verhältnismäßigkeit überprüft und, falls nötig, angepasst.

In der neuen, relativen Normalität tragen – neben Regierung und Parlament – auch die Bürger einen großen Teil der Verantwortung, um die notwendigen Maßnahmen im Kampf gegen die weitere Ausbreitung der Pandemie umzusetzen. Die große Mehrheit ist sich dieser Verpflichtung bewusst. Eine Minderheit widersetzt sich jedoch und missachtet, teils aus Trotz und Willkür, teils wegen mangelnder Aufklärung, die so wichtigen wie einfachen Regeln und gefährdet so die öffentliche Gesundheit.

Von Corona-Demos wie in Deutschland blieb Luxemburg bislang verschont. Doch wäre es falsch zu glauben, dass solche Denkweisen nicht auch hier auf Sympathien stießen.

Auf besagten Demos macht eine eklektische Mischung aus verschiedenen Gruppierungen ihrem Ärger gegen die Corona-Maßnahmen öffentlich Luft, verneint gar die Existenz des Virus. Was sie eint, ist eine Systemverdrossenheit, eine Ablehnung des sogenannten Mainstreams, und eine teils irrationale Weltansicht, welche die faktische Realität durch eine emotionale ersetzt. Hauptanklagepunkte? Corona- und Meinungsdictatur und illegitime Einschränkungen ihrer Freiheit.

Hier bedarf es einiger Klarstellungen.

Erstens: Ja, eine Demokratie muss auch Unvernunft aushalten. Im Sinne des Pluralismus müssen, im Rahmen des gesetzlich Erlaubten, alle Meinungen ertragen und gehört werden; ihren Vertretern muss das Versammlungsrecht zugesichert sein. Die Demos in Deutschland zeigen, dass Meinungen, so haarsträubend sie auch sein mögen, ihren Ausdruck in der Öffentlichkeit finden. Von Unterdrückung der Meinungsfreiheit kann also keine Rede sein.

Natürlich kann man die Einschränkungen im Zuge der Pandemie diskutieren und infrage stellen. Niemand ist im Besitz der absoluten Wahrheit. Die Sorgen und enttäuschten Erwartungen der Demonstranten müssen auch ernst genommen werden. Aber solche Diskussionen müssen auf Fakten fußen und nicht auf Spekulation, Desinformation und persönlichem Wunschdenken.

Zweitens: Die absolute Freiheit mit einem Recht auf grenzenlose Selbstverwirklichung, die von einigen eingefordert wird, ist eine Illusion. Im gemeinschaftlichen Zusammenleben ist die Freiheit des Einzelnen mit der seiner Mitmenschen verknüpft, weil sie deren Rechte nicht untergraben darf. Gerade in einer sanitären Krise geht die Ausübung unserer Freiheit auch mit einer Verpflichtung gegenüber der Gesundheit des Anderen einher. Wenn die Maskenpflicht verurteilt wird, geht es in Wahrheit weniger um die Einschränkung der Freiheit als vielmehr um persönliche Bequemlichkeit.

Drittens: Das Schicksal jener Menschen, die tatsächlich in autoritären und diktatorischen Verhältnissen leben, wird durch die Beschwörung von vermeintlichen Corona- oder Meinungsdictaturen trivialisiert. Ihre Grundfreiheiten sind der Willkür des Staates ausgesetzt. Und solche Gegebenheiten findet man auch innerhalb der Europäischen Union.

Staatliche Institutionen und politische Entscheidungsträger müssen nicht nur schlüssige Entscheidungen treffen, sondern den Bürgerinnen und Bürgern deren Notwendigkeit auch umfassend erläutern. Gleichzeitig sollte jeder Einzelne sich vor Augen führen: Demokratie und Freiheit gibt es nicht umsonst. Sie können nur gelebt werden, wenn Eigenverantwortung und gegenseitiger Respekt unser gesellschaftliches Fundament bilden.

Fir eng fräi Meme-Kultur!

E Pirat am World Wide Web,
Sou e klengen Alen,
War net frou an ass getrollt
A seng eege Falen.

„Fir de fräien Internet!“,
Huet e gär getuddelt,
Mee wéint der Satir am Netz
Huet en déck gefuddelt.

Si hu mat him de Geck gemaach
Op de Meme-Biller.
„Mobbing!“, huet en du gekrasch;
Oh, wat schéi Gefiller.

Mee d’ „Marc-Goergen-Wochen“
Goungen duerch de Kabel.
Wat e Spaass, well seng Blamage
War du ganz notabel.

Jacques Drescher

Die kleine Zeitzeugin

Michèle Thoma

Sommer 2019. Küçükkuyu ist nur einen Katzen- oder Delphinsprung von Petra auf Lesbos entfernt, ein paar Griech/innen, die räuber machen, um auf dem Markt einzukaufen, sind an Bord der Fähre, eine Handvoll Tourist/innen. Was ich denn in Küçükkuyu wolle, fragt der Mann im Reisebüro verdrossen, warum nicht wenigstens Troja? Er versteht nicht, dass ich nicht in einer Herde zum Pferde will.

Auf der Fähre begegne ich Lisa, zackige Achtzig mit strammen Silberzöpfen, sie ist von überall und lebt auf Lesbos. Sie lädt mich ein, mit ihr und einem einheimischen Freund die Schönheiten der Umgebung zu erforschen. Aber es ist mein erster Tag in Türkiye; es ist nur ein Tag, ich will ihn allein in und mit Türkiye verbringen. Und alles ist des Sehens würdig.

Statt mich wegen Kurdistan-Likes zu verhaften, lächelt der Zollbeamte mich durch und am Häfchen warten schon einladende Tische. Allein angesichts meiner Banknoten werden sämtliche Köpfe geschüttelt, und wo ein Change sein könnte, fällt grad auch niemand ein.

BankaBanka! Die Straße glüht, Passanten schicken mich geradeaus, immer geradeaus. Durch eine Straße voller Kuaföre. An Verkaufsständen vorbei mit dem gleichen Plastikkrum, den es auf den türkischen Märkten in Wien gibt. Es ist überhaupt wie in Wien, nur mit Meer und weniger Kopftüchern. Dafür mehr türkischen Fähnchen und Wimpeln. Geradeaus, geradeaus, immer weiter in die Türkei hinein. Auf der Fassade eines Häuserblocks hält ein gigantischer Sichelmond den Stern zwischen den Klauen. Falls jemand vergessen sollte, wo er gerade ist.

Ein soignierter älterer Herr, dem ich mein Banka-Mantra zumurmele, wirft mir einen Blick zu, der mich erschlägt. Jemand schickt mich in einen stinkenden Keller, der Insasse bietet Putzmittel feil. Er steigt mit mir aus dem Verlies und

Statt mich wegen Kurdistan-Likes zu verhaften, lächelt der Zollbeamte mich durch und am Häfchen warten schon einladende Tische

deutet auf BANKA gegenüber, wo es in Eiseskälte kaum Menschen, dafür Nummern gibt und eine junge Frau ohne Geld. Jedenfalls für mich. Bezüglich meines Ansinnens schüttelt sie den Kopf und deutet nach jenseits.

Kurz vor Durst-, Hunger- und Hitzetod tritt, Allah sei gedankt, Reiseschutzengel auf in Gestalt eines Türken aus Köln, beziehungsweise eines Kölners aus der Türkei. Im Austausch für meine Euros zückt er entzückende Scheine voll mahnend blickender Herren.

Beschwingt ziehe ich meinem lang schon visualisierten Lieblingsfrühstück, dem türkischen, entgegen. Auf der Strandpromenade sonnen sich vor einem toten Helden die Hunde, sie füh-

len sich pudelwohl. Lauter gut genährte, würdige, entspannte Hundeindividuen. Ein Vorurteil, Türken hassen Hunde, weniger. Zumindest ein Reiseziel erreicht!

Ich knipse Hunde und Helden unter dem Blick der älteren Herren. Vor ihrem Kaffee oder Cay sitzend, haben sie alles im Blick. Auf der Suche nach meinem türkischen Frühstück werde ich von Nachbarrasse zu Nachbarrasse geschickt, die Kräfte schwinden schon, da erscheint eine junge Frau, sie stellt sich als Englischlehrerin und Lokalbesitzerin vor. Dass sie eine leibhaftige Ausländerin hier sieht! Die Tourist/innen hier seien städtische Türk/innen, die hier ihre Häuschen haben. Menemen hat sie aber auch nicht, sie schickt mich weiter, zum Nachbarn. Der hat es. Jetzt ist es wieder so türkisch wie in Wien.

Der Singsang des Muezzin bohrt sich in die Gehörgänge der unbeeindruckten Terrassengäste. Aus der Moschee tröpfeln ältere Männer mit grantigem Blick. Aus der Schule kommen die Kinder in Uniformen. Ich knipse eine Polizeistation, hochgewachsene Uniformierte bauen sich vor mir auf. Wieder werde ich nicht verhaftet, niemand traut mir einen Umsturz zu.

Über glühende Betonplatten an Strandhäusern vorbei, am blendenden Blau. Ich verbrenne mir das Gesäß auf der Bank eines vor sich hinschmelzenden Spielplatzes, alles hier ist aus Plastik. Ich kaufe Wasser, der Wasserverkäufer findet Luxemburg auf Französisch schön.

Der Strandsand ist senfbarben. Ein dürrer alter Mann watet tief in sich versunken durch das seichte Wasser. Die meisten Frauen tragen Bikinis, eine ältere Frau im Bikini schreitet ins Meer. An ihrem Arm eine Frau in einer Burka von afghanischem Blau. Es ist der schönste Augenblick des Tages. Nicht nur wegen Blau und Blau, ich knipse das Bild mit den Augen.

Chroniques de l'urgence

Science importune

Jean Lasar

Dans un texte publié par *Newsweek*, l'éminent climatologue Michael Mann fait part au Dr. Anthony Fauci de toute la sympathie qu'il éprouve pour lui face aux attaques dont il fait l'objet de la part de l'actuel président des États-Unis. La lettre est intitulée « Les climatologues comprennent votre souffrance, Dr. Fauci ».

« Ceux parmi nous en première ligne dans les guerres climatiques savent ce que vous ressentez. Pendant des décennies, nous avons été attaqués par des politiciens et les molosses des énergies fossiles à cause de la nature importune de notre science – la science qui démontre la réalité du changement climatique », écrit le Dr. Mann.

Professeur de science atmosphérique de l'Université de Pennsylvanie, Michael Mann est à la fois un chercheur hors-pair dans le domaine de la science climatique et un communicateur inlassable de l'urgence qui en découle pour l'humanité. Créateur il y a plus de vingt ans du « hockey stick », la courbe fondée entre autres sur des relevés de troncs d'arbre qui illustre sans appel l'élévation brutale des températures de ces dernières décennies, il a tenu tête avec brio et opiniâtreté, lors d'auditions devant le Congrès, aux élus climato-sceptiques. Dans sa lettre, Mann évoque les menaces de mort et les campagnes de calomnies dont il a fait l'objet, les attribuant sans ambages à ceux dont son message, et celui des autres climatologues, menaçait les profits.

« Aujourd'hui, l'expert le plus en pointe du pays en matière de maladies infectieuses, le Dr. Anthony Fauci, représente une menace pour Donald Trump », écrit-il. « Les prescriptions de Fauci (et celles de la grande majorité de la communauté médicale) – poursuite de la distanciation physique pour freiner la propagation de la pandémie du coronavirus – sont indéniablement dans le meilleur intérêt du pu-

blic, et l'économie ne peut pas se reprendre tant que le virus n'est pas sous contrôle ».

Comme le Dr. Mann, le Dr. Fauci, directeur de l'Institut national des allergies et des maladies infectieuses, a reçu des menaces de mort. Tous deux en sont venus à être, aux yeux des ultra-conservateurs, des messagers gênants qu'il s'agit de discréditer ou d'intimider. *Fox News*, son présentateur Tucker Carlson en tête, s'en est pris violemment à Fauci lorsque celui-ci n'a pas voulu appuyer la politique absurde avec laquelle Donald Trump prétend endiguer la pandémie. Mann souligne que les méthodes de désinformation utilisées contre lui et son confrère médical se ressemblent beaucoup : elles reposent sur « une fausse équivalence » qui « oppose la santé de toute la planète à une vague notion de prospérité économique ». Le temps est venu pour les scientifiques de se serrer les coudes et de témoigner sans vaciller.

Michael Mann fustige des méthodes opposant santé globale et prospérité économique



Yoghurt and weapons for the world from Luxembourg – *Let’s make shit happen !*

Un yaourt amer dextrogyre

Robert Garcia

Au beau milieu de la canicule du mois d’août 2020, les citoyennes et citoyens de Bettembourg et de Dudelange viennent de bénéficier d’une quinzaine de jours pour remettre leurs réclamations éventuelles contre le fameux projet de laiterie de « yaourt grec » sur la zone d’activités nationale de ces deux communes. Devant moult question que continue de soulever ce projet pour le moins douteux, l’auteur est sorti de son silence outre-tombe politique¹ et s’est prêté à revêtir l’attitude de l’« ouvrier qui lit » de Brecht pour mettre le doigt sur bon nombre d’interrogations terre à terre, mais aussi paradigmatiques pour le développement économique et social de notre pays.

Dans un cas comme celui-ci le citoyen n’a jamais vu ni une présentation publique au bénéfice de la population ni lu quelque interview avec une personne représentant la société demanderesse. Il se trouve donc soit en face d’un monstre anonyme, soit confronté à une administration ou un ministère qui s’est profilé comme le chargé d’affaires de cette entreprise privée. Comme disait Bertolt Brecht dans *Fragen eines lesenden Arbeiters* (« Questions d’un ouvrier qui lit ») :

« (...) Jede Seite ein Sieg.
Wer kochte den Siegesesschmaus?
Alle zehn Jahre ein großer Mann.
Wer bezahlte die Spesen?
So viele Berichte.
So viele Fragen. »

Voilà donc quelques simples questions dans la logique d’un simple *ouvrier qui lit* :

Consommation en eau potable

C’est sans doute le point le plus saillant du dossier : une consommation d’eau estimée devenir l’équivalent d’une ville de 18 000 habitants. Cela risque d’être le présage d’une pénurie d’eau à moyen terme et d’une augmentation du prix pour l’usager particulier. Difficile de juger pour *l’ouvrier qui lit*. Il a lu qu’on se trouverait dans une ère dite de changements climatiques avec un risque accru de longues sécheresses accentuées. Niveau d’eau au plus bas dans les barrages, nappes phréatiques entamées, mesures de rationnement. *L’ouvrier* a lu en juin que cette année le ministère de l’Environnement déconseille vivement les passe-temps petits-bourgeois comme le lavage de voitures et l’arrosage des jardins, bref qu’il y aurait une pénurie d’eau à craindre. En juillet *l’ouvrier qui écoute* entend le directeur de l’Administration des Eaux annuler l’alerte à la radio : il y aura suffisamment d’eau pour tout le monde. Et il lit également que le président du Syndicat des Eaux du Sud (SES terrien) confirme au ministre de l’Économie que son syndicat pourra fournir toute l’eau qu’il désire pour tous les pots de yaourt qu’il fera produire. Honni soit qui mal y pense, mais quand-même : à quel Saint de l’Eau de là ou d’ici se vouer ?

Dans ce contexte plusieurs points seraient intéressants à être soulevés :

– En cas de pénurie, quelles seraient des alternatives à la SES/Sebes ou à des nappes phréatiques supplémentaires ? L’eau de la Moselle qui nous vient droit de Cattenom ? L’éternelle rescousse qui viendrait miraculeusement de la Grande Région ?

– La législation actuelle en matière de *commodo/incommodo* est-elle encore d’actualité et suffisamment élaborée dans les temps de changements climatiques qui s’annoncent ?

– Les moyens de contrôle des organismes de surveillance publics ou indépendants sont-ils suffisants pour prévenir des dépassements des limites, voire des abus ?

Eaux usées, canal vers l’Alzette

Moins saillant que la consommation d’eau est le défi des eaux usées. À tort, puisque là, suivant les informations du dossier, on parle d’une charge supplémentaire d’eaux usées équivalente à pas

moins de 100 000 habitants ! Bien que le Luxembourg n’ait jamais été le champion des stations de traitement d’eaux usées, aucun problème majeur n’est reconnu par l’étude.

Ce qui ajoute à la consternation ce n’est pas le fait que l’entreprise est tenue de construire une station d’épuration assez conséquente pour faire disparaître les importantes quantités de résidus non recyclables du processus industriel, notamment du petit lait (*Molke*). Mais ce qui apparaît comme suffisamment étrange sont la construction et le financement, par le ministère de l’Économie, d’un canal d’un kilomètre de long qui amène les eaux usées de l’usine vers l’Alzette via un terrain situé à l’extérieur du domaine de l’usine. On voit que vraiment le projet tient au cœur du ministère.

Le profil du yaourt produit et exporté par Fage

Parallèlement le ministère de l’Agriculture a profité de la vague creuse d’activisme citoyenne pour présenter sa dite stratégie de labellisation nationale de produits agraires et agro-industriels. *L’ouvrier qui lit* se demande tout de suite : est-ce que le yaourt dit grec de Fage va devenir un produit régional luxembourgeois bénéficiant du label « produit du terroir », *formerly known as* « marque nationale » ? Mais oui, pourquoi pas ? :

– D’abord, le yaourt dit grec n’est pas une indication géographique protégée ni par la législation internationale ni par l’Unesco ni par Slow Food International. D’ailleurs, pour l’anecdote, aux États-Unis Fage avait échoué à vouloir interdire la désignation de « yaourt grec » à son concurrent, qui de surcroît est une entreprise turque.

– Ensuite les critères provisoires pour l’obtention de ce futur label apparaissent comme tellement souples que le concept de traitement de déchets à lui seul sera un argument-clé pour l’obtention du label. En plus si une petite partie du lait sera de production locale, tant mieux. Luxlait n’utilise-t-elle pas du lait hors terroir luxembourgeois ?

– La labellisation pressentie pour les produits agraires du terroir semble très éloignée des critères clamés dans le rapport Rifkin. Donc Fage ne devra pas se faire de soucis pour jouer à la fois la carte mondialisée et celle des produits authentiques du terroir.

Déchets sur place et déchets exportés

Le traitement des déchets et la réduction de déchets in situ sont décrits comme exemplaires dans le dossier technique. Très bien, mais en fin de compte la grosse partie des déchets non alimentaires engendrés par la production ne va pas échouer sur place, mais auprès des consommateurs européens qui devront évacuer les emballages en plastique des quelque 80 000 tonnes de yaourt. Ce qui avec une moyenne de 0,5 litres par pot, aboutirait à un volume de un million 600 000 pots en plastique avec couvercle.

Au Luxembourg par contre, le gouvernement promeut une charte anti-gaspillage et poursuit une stratégie d’élimination du plastique à moyen terme. Embrassant ainsi les préoccupations des jeunes gens des Fridays for Future, futurs électeurs et électrices qui se font du souci sur le plastique qui tue dauphins, tortues de mer et le plancton. Avec l’exportation de la plus grande partie du plastique engendré par l’usine Fage, le Judas gouvernemental pourra se laver les mains en toute innocence. Cela rappelle un peu les retombées d’une de nos activités économiques phare, le « Tanktourismus » (tourisme à la pompe). Dont le bilan écologique ne devrait pas être imputé aux bilans carbone et autres de notre pays, mais bien aux consommateurs des autres pays européens qui phagocytent la noble production industrielle du Luxembourg.

Vente de terrain dans une zone d’activités nationale

Un autre grand couac dans la procédure aura été l’opacité quasi-totale autour de l’implantation physique in situ de Fage. *L’ouvrier qui lit* avait pensé qu’en règle générale les zones d’activités nationales sont du domaine de l’État et que les terrains sont mis à disposition, via des baux adaptés à la situation, aux entreprises intéressées.

Maintenant, en un tour de main presque passé inaperçu, le ministère de l’Économie vend carrément le terrain à l’entreprise Fage. Ceci bien avant que le dossier pour l’autorisation n’ait été déposé. On parle d’une bonne affaire pour cette dernière, mais on ne sait pas plus. Cette circonstance inhabituelle va jusqu’à interpeller la Cour des Comptes qui, on l’imagine, a dû être suffisamment étonnée par cette procédure hors norme.

Devant une bureaucratie gouvernementale occulte et le poids des grandes (Google) et petites (Fage) multinationales, le citoyen isolé doit se résigner à un sentiment d’impuissance

Le fin fond du problème Fage

Devant une bureaucratie gouvernementale occulte et le poids des grandes (Google) et petites (Fage) multinationales, le citoyen isolé doit se résigner à un sentiment d’impuissance. À cela s’ajoute une rampante marginalisation des initiatives citoyennes accusées d’être une sorte de gilets jaunes contre la modernisation digitale et industrielle incontournable du pays. On se sent transporté dans les années 70 lorsque les détracteurs du tout nucléaire à Remerschen étaient accusés de promouvoir un *blackout* total du pays et un retour sur les arbres de la gent civilisée.

Google a au moins eu l’élégance de proposer à la population une séance publique d’information. Quitte à ce que, une fois n’est pas coutume, la publication par les pouvoirs publics du dossier a dû être négociée devant les tribunaux par les forces citoyennes. Mais qui a vu un seul visage représentatif du projet industriel de Fage ? À part l’émissaire public Etienne Schneider (LSAP), qui s’est fait personnellement le chantre enthousiaste du yaourt grec, on ne connaît personne.

Tout cela nous amène à réfléchir sur de futurs projets industriels qu’un gouvernement au service de petites ou grandes transnationales réussira à imposer à une population passive et à des mouvements sociaux désarmés ? Attendra-t-on juste encore une entreprise chinoise qui réussira à imposer ses lois civiles et ses conditions de tra-

vail pour que le pauvre Luxembourg puisse une nouvelle fois bénéficier de la manne des transnationales ?

Au-delà d’un dossier technique le cas Fage soulève un défi stratégique de plus grande envergure qu’un simple fait anecdotique. Il représente la croisée des chemins pour la politique économique en particulier, et la politique en général. Entre l’impasse de la croissance à tout prix, destructrice de l’environnement et de la cohésion sociale, et les promesses, encore vagues il est vrai, d’un nouveau social et économique après l’effondrement pressenti du monde, avec ou sans virus.

L’obscénité de la soumission de l’État grec

La plus dégoûtante partie du dossier Fage n’intéresse pratiquement personne au Luxembourg : la délocalisation d’une production industrielle d’une des régions les plus démunies de l’Union européenne – le Nord de la Grèce – vers le paradis fiscal le plus agile et le plus riche de cette même UE, le Grand-Duché de Luxembourg.

Devant le désarroi social suite aux mesures imposées par les créanciers, le peuple grec avait choisi d’élire un gouvernement décrit dans la presse européenne comme radical et d’extrême gauche. Mais qui en réalité affichait une coalition nettement plus modérée. L’Union européenne sentait quand-même le danger, il fallait statuer l’exemple. Après avoir poussé l’innovant et menaçant ministre des finances Varoufakis à la sortie, le Panzer allemand de l’Union Européenne avait réussi à mettre le pauvre Sipras au pas. Entre une réduction des dépenses publiques au détriment des plus meurtris de la société et une augmentation des recettes de l’État le choix s’avérait fatal. Faute de pouvoir récupérer les milliards des riches patriotes grecs occultés sur des comptes suisses – apparemment un montant proche de la dette cumulée –, il ne restait du côté des recettes publiques plus qu’à consolider et augmenter ces recettes, notamment par une fiscalisation appropriée des entreprises.

L’entreprise Fage, firme agroalimentaire familiale, a été l’une des premières à transférer son siège de la patrie hellénique vers le Luxembourg. Ici, depuis une dizaine d’années, Fage international ne paie que des doses homéopathiques d’imposition dans le paradis fiscal du Luxembourg. On ne

(Suite en page 12)



La plus dégoûtante partie du dossier : la délocalisation d’une production industrielle d’une des régions les plus démunies de l’UE – le Nord de la Grèce – vers le paradis fiscal le plus riche de cette même UE

(Suite de la page 11)

saura probablement jamais si c'était de sa propre initiative ou via des démarches proactives des responsables luxembourgeois que la société Fage a finalement décidé de transférer, outre ses bénéfices, également la grosse partie de sa production européenne vers le Luxembourg.

Toujours est-il que l'Histoire retiendra qu'au beau milieu de la crise économique grecque, un ministre socialiste du Luxembourg aura réussi à faire soustraire à son homologue socialiste grec une belle recette fiscale susceptible d'atténuer, toutes proportions gardées, le déficit public de l'État grec et de maintenir, voire élargir l'emploi dans une des régions les moins loties de Grèce et de l'Union européenne. Les pères de la Deuxième Internationale Socialiste en 1889 avaient sans doute une autre conception de la solidarité internationaliste que les camarades plus libre marché de notre époque.

Le processus Rifkin et ses implications

Très bien, rien de nouveau donc à l'Ouest de l'Union européenne. Le paradis fiscal, riche de ses retombées de l'industrie financière hors sol, a pu pendant des décennies diversifier son panorama industriel réduisant ainsi sa dépendance vis-à-vis de l'industrie crépusculaire lourde ou de l'ingénierie financière en *midlife crisis*. Le pot de yaourt, affiné par un miel marque nationale du terroir luxembourgeois ne constituerait finalement que le dessert bien mérité après une opulente tournée d'empiettes, Grands-Ducs réels et héritiers à l'appui, auprès de la scène mondialisée des investisseurs.

Mais n'y avait-il pas entretemps un dit « processus Rifkin » du premier gouvernement Bettel-Schneider-Bras ? Dans le cadre duquel les élites politiques et économiques se bouscuaient dans de nombreux workshops fiévreux. Où il était question de troisième révolution industrielle, de transition vers un futur qui résiderait dans un avenir décarbonisé, une *pasture of plenty* à cent pour cent biologique, un *green new deal* ouvrant la voie vers le paradis jusqu'à la dernière prolétaire et au dernier ouvrier, qu'il lise ou ne lise pas.

Le moins que l'on puisse dire c'est que ce projet Fage est à des années-lumière éloigné de la stratégie Rifkin sauce luxembourgeoise et à 180 degrés opposé à un « European Green New Deal » au ketchup de la Commission européenne.

L'incertitude de la politique de niches économiques

Essayons quand-même de comprendre : tout ministre de l'Économie doit, au début du XXI^e siècle, se poser de profondes questions si le mythe de la croissance de



Le cas Fage représente la croisée des chemins pour la politique économique en particulier, et la politique en général

l'après-guerre est encore tenable. Sauf dans quelques États émergents ou des territoires enclaves comme les paradis fiscaux, la croissance dans son sens traditionnel tend vers zéro, c'est net et c'est durable.

Les gouvernements de centre-gauche et de centre-droit sont confinés dans une panique constante devant les trois à cinq pour cent de pertes de suffrages qu'ils pourraient encaisser en cas de crise économique, voire de récession. Ils sont ainsi forcés à jouer sur les deux tablatures. Celle du mythe de la croissance comme on l'a presque toujours vécu depuis l'année zéro 1945 et celle d'une réorientation sous une forme ou une autre : la version soft du Mouvement de la Transition ou le *hard sun* des collapsologues.

Dans cette logique oscillatoire et hésitante il est compréhensible qu'un ministre de l'Économie d'un micro-pays ne voudrait pas se lancer dans un virage à 180 degrés de sa politique économique vers la *fata morgana* d'une « transition ». « Mieux vaut un moineau bifidus dans la main qu'un pigeon Rifkin sur le toit », s'était sans doute dit le ministre de l'Économie en se laissant entraîner dans sa croisade de pour le projet Fage.

Sans l'excuser, on peut le comprendre. C'est là tout le dilemme et toute la perversité d'une politique de développement économique d'un micro-pays forcé d'exploiter des niches écono-



Le réservoir Hivange du Syndicat des Eaux du Sud, dont le président a confirmé au ministre de l'Économie que son syndicat pourra fournir toute l'eau qu'il désire pour tous les pots de yaourt

miques en parasité économique ou comme paradis fiscal pour garder sa souveraineté politique au niveau international et assurer l'adhésion de ses citoyens bien privilégiés au niveau national.

Mais jusqu'où nous mènera le maintien de cette politique ? Dans une contribution très perspicace du *Woxx*, le journaliste averti Luc Caregari a récemment soulevé le fait que l'implantation du siège administratif du producteur d'armes à main Heckler & Koch au Luxembourg allait clore l'ère d'innocence du Luxembourg. Qui pouvait clamer, via son « Gutmensch » de ministre des Affaires étrangères, qu'il n'était pas impliqué directement dans le trafic d'armes.

Et si après quelques années, Heckler & Koch achetait auprès du ministère de l'Économie un terrain sur une zone d'activité nationale pour y fabriquer des armes destinées, logiquement, à tuer des personnes ? Ce qui par rapport à un yaourt industriel qui ne fait qu'augmenter le taux de cholestérol des Fage-lactophages européens serait quand-même une nouvelle dimension : des armes à feu marque nationale luxembourgeoise. Boum !

¹ Robert Garcia était député et élu local à Dudelange pour Les Verts ; il est toujours membre du conseil d'administration de Slow Food Luxembourg ndlr.

Brief an die Redaktion

Antisemitische Klischees wie aus dem Lehrbuch

Wenig mehr als ein mildes Lächeln würde es hervorrufen, wenn man die aktuelle Politik Deutschlands mit Verweis auf den schon bei Tacitus beschriebenen Alkoholismus und die Faulheit der Germanen erklären wollte. Kein mildes Lächeln ist angebracht, wenn zur Charakterisierung des Staates Israel Bilder und Stereotypen hervorgeholt werden, die nicht nur uralt, sondern eindeutig Teil der Diffamierungstradition gegen Jüdinnen und Juden sind. Genau diese bemüht Robert Goebbels in seinem (Meinungs-)Artikel „Blutige Milch und bitterer Honig“. Vordergründig geht es darin um eine Kritik Israels im Kontext des Nahostkonflikts, um Trumps und Netanjahus Annexionspläne. Tatsächlich betreibt Goebbels eine konsequente Delegitimierung des jüdischen Staates unter Verwendung der antisemitischen Klischees des schon immer rachsüchtigen, unbarmherzigen, undankbaren, sich nicht einfügenden und außerhalb „unserer“ Zivilisation stehenden Juden.

Es beginnt mit dem Rekurs auf die – aus Sicht von Robert Goebbels – rückständigen jüdischen Schriften. „Die Thora zeugt von einem rachsüchtigen Gott, der gadenlos Gefolgsleute mit dem Tode bestraft“; „[d]ie Propheten der heiligen Schrift schildern in grausamsten Tönen die vielen Schlachten der jüdischen Stämme gegen die Ansässigen.“ Zitiert wird hier Steven Pinker, nach dem die hebräische Bibel „mehr als 600 Passagen [aufweist], in denen ausdrücklich die Rede davon ist, wie Nationen, Könige oder Einzelpersonen andere angreifen, zerstören und ermorden ...“.

Abgesehen davon, dass sich solch einseitige Zählungen auch für Bibel und Koran anführen ließen und auf diese Weise der spezifische Textsinn negiert wird, lautet die implizite Unterstellung, schon seine Schriften bezeugen den ewig und religionsnotwendig gewalttätigen Juden. Dies erkläre bereits, weshalb es keinen Frieden in Nahost gäbe:

Die Thora als archaische Schrift, auf die sich „die Juden“ eins zu eins berufen, um nach Gutdünken andere Völker, also auch die arabischen Palästinenser, zu vertreiben und zu ermorden. Ein geheimnisvolles Volk ist im gemeinsamen göttlichen Auftrag unterwegs.

Augenfällig ist an dem Artikel des früheren Ministers und Europaabgeordneten der LSAP die negativ aufgeladene Gleichsetzung von Judentum und Israel ohne irgendeine Differenzierung. Seine offensichtliche Abscheu und Unkenntnis des Judentums verpackt er in eine „Kritik“ an der Politik des Staates Israel: dieser Israel-bezogene Antisemitismus, der sich im Gewand des Antizionismus präsentiert, ist heute die dominante Form des Antisemitismus. Man spricht von Israel, meint aber „die Juden“.

„Heute hat die Menschheit eine etwas weniger brutale Konzeption von Zivilisation“, schreibt Goebbels – mit Ausnahme der atavistischen Juden, die rücksichtslos und brutal Landraub und Mord betreiben. Wobei „Landraub“, so Goebbels, noch in anderen Teilen der Welt „vorkomme“, beispielsweise in Indien, China, Syrien oder Libyen, das heißt, woanders passiert so etwas eben auch mal, ohne dass man die finstere Macht dahinter enttarnen könnte. Zu Europa fällt ihm dabei nichts ein. Dass er sich ausschließlich auf den Nahostkonflikt fokussiert, ist ein weiteres Merkmal einer Wahrnehmungsverzerrung, unter der Antisemiten oft leiden: Kein Konflikt weltweit ist so schlimm, grausam und eindeutig wie der Nahostkonflikt, in dem die Fronten von Gut und Böse offenbar klar sind. Offensichtlich gehören zudem zur „Menschheit“, zu der er sich zählt, und „unserer Zivilisation“ Israelis beziehungsweise Juden, weil das ja irgendwie dasselbe ist, nicht dazu.

Dieser Sonderstatus wird im Text weiter kultiviert. „Israel ist eine Kreation der Vereinten Nationen“, schreibt Goebbels. Was möchte er damit sagen? Dass „die Juden“ ein bisschen dankbarer sein sollten und sich mal fügen? Oder vielmehr, dass es sich um einen künstlichen Staat handele, der nicht die gleiche Qualität und Daseinsberechtigung habe wie andere „naturwüchsig“ entstandene? Nationalstaaten sind grundsätzlich „künstliche“ Konstrukte. Ebenso lässt sich behaupten: Luxemburg ist eine Kreation des Wiener Kongresses. Goebbels' historischer Exkurs auf die Geschichte des israelischen Staates enthält ferner gravierende Fehler. Es ist falsch, dass die Juden den UN-Teilungsplan abgelehnt haben. Zudem war es nicht die Ermordung Rabins, sondern die zweite Intifada, die den Friedensprozess stoppte.

„Die Schaffung des jüdischen Staates wurde vor allem in Europa und in den USA getragen vom schlechten Gewissen der Siegermächte über Nazi-Deutschland“, behauptet er und konstatiert, dass die Regierenden in Israel weiterhin mit diesem „schlechten Gewissen“ spielten. Besonders in Deutschland sei jede Kritik „an den unschönen Begleitumständen des Vorgehens des israelischen Staates gegen die Palästinenser“ tabu.

Auch an dieser Stelle geht es Goebbels weder allgemein um historische Fakten, die zur Gründung und Anerkennung des Staates Israel führten, noch im Besonderen um die konkreten Konsequenzen aus der Shoa. Er plädiert stattdessen dafür, sich bei der Beurteilung Israels von der Shoa frei zu machen – der europaweit wieder grassierende Antisemitismus ist selbsttredend zu ignorieren. „Schlechtes Gewissen“ sei nie ein guter Ratgeber, schon gar nicht mehr heute, und zudem könne man an Deutschland sehen, wohin ein solches führe. Dafür baut er den erwiesenen Popanz auf, in Deutschland sei Kritik an

Israel tabu. Dies ist die klassische Immunisierungsstrategie, wenn man den eliminatorischen Antisemitismus selbst nicht begreifen möchte, andererseits aber den Holocaust nicht ganz unterschlagen kann.

„Selbst Israels Aufstieg zur Nuklearmacht wird verdrängt“, schreibt Goebbels ferner über einen jüdischen Staat, der auch heute noch unter permanenter existentieller Bedrohung durch diverse Nachbarn steht. Die Ajatollahs im Iran fordern offen die Auslöschung des „zionistischen Gebildes“. An keiner Stelle im gesamten Text erwähnt Goebbels die Bedrohungen Israels, etwa durch regelmäßige Angriffe auf seine Zivilbevölkerung durch Hamas und Hisbollah. Er ist einseitig manisch davon eingenommen, dass die Situation im Nahen Osten sich alleine aus dem angeblich primär aggressiven Verhalten Israels gegenüber friedliebenden Arabern erkläre. Diese einseitige Wahrnehmung beziehungsweise Projektion teilt er in Europa mittlerweile mit vielen, zudem täglich aufgeheizt durch mediale Bilder.

Die Metaphorik von Goebbels lässt tief blicken: „Sollte Israel seine Annexionspläne durchsetzen, entsteht kein Land, wo ‚Milch und Honig‘ fließen. Fließen wird bloß viel unschuldiges Blut“, so Goebbels, womit er erneut den alttestamentarischen Bezug herstellt und zugleich mit dem „unschuldigen Blut“, das der jüdische Staat wird fließen lassen, in die antijüdisch-christliche Klamottenkiste greift.

So wie Robert Goebbels' Artikel zur Leugnung des Klimawandels schillernde Beispiele für abseitige Verirrungen sind, so ist sein Artikel „Blutige Milch und bitterer Honig“ ein Lehrstück zu Antisemitismus. Es sollte Schülern als Pflichtlektüre empfohlen werden, damit sie erkennen, wie simpel antisemitische Vorurteile und Stereotypen verbreitet werden können und spontan Anklang finden. So empfahl selbst der Präsident der Menschenrechtskommission Gilbert Pregno auf Facebook den Artikel mit den Worten: „En engagierten Kommentar zum Robert Goebbels zum Konflikt tescht Israel an Palästina. Dat soll en liesen!“ Pregno hat seinen Kommentar mittlerweile wieder gelöscht. Anina Valle Thiele

Entgegnung auf den Artikel „Blutige Milch und bitterer Honig“ von Robert Goebbels in d'Land vom 17. Juli 2020

Minsk : Liberté conditionnelle ?

Fiodor Bulbash

Le dimanche 9 août, au terme d’une campagne électorale marquée par l’exclusion ou l’arrestation des principaux candidats d’opposition à la course présidentielle, Alexandre Loukachenko, à la tête du pays depuis 26 ans, revendique la victoire pour lui. Une semaine plus tard, le surnommé « dernier dictateur d’Europe » est un homme politiquement mort. D’immenses manifestations, brutalement réprimées, suivies de grèves dans plusieurs grandes entreprises d’État et d’une mobilisation sans relâche, inédite dans l’histoire de la jeune république, ont fini par faire reculer la police anti-émeute et souder une nation entière. Pour l’heure, seul Moscou semble encore soutenir Loukachenko, dont le mandat officiel se termine le 9 septembre. L’UE, qui ne reconnaît pas l’issue des élections, s’est mise d’accord pour sanctionner les organisateurs de la fraude électorale et des violences.

Pour ce spectaculaire renversement du rapport de force, Alexandre Loukachenko n’a personne d’autre à blâmer que lui-même. Par son comportement il a mis tout le monde, la Russie en premier, dans une situation où il n’y a pas de « bonnes options » (*Financial Times*). Anticipant une forte participation aux élections, après sa désastreuse gestion de la crise du Covid-19, le dictateur a d’abord fait arrêter le célèbre « youtubeur » et candidat à la présidentielle Sergueï Tikhanovski (époux de Svetlana Tikhanovskaïa, qui a remporté les élections), connu pour avoir documenté le ras-le-bol des gens dans des bourgs traditionnellement pro-Loukachenko. Au printemps, quand des mesures de confinement sont prises un peu partout en Europe, et alors que la pandémie commence à remettre en question notre maîtrise de la vie et de la mort et à saper lentement les bases psychologiques de l’ordre économique et social, Alexandre Loukachenko dénonce une « psychose » qui serait plus dangereuse que le virus lui-même. À ses sujets, celui qui gouverne la Biélorussie d’une main de fer conseille de boire « un ou deux verres de vodka » en tant que mesure prophylactique, et de retourner au travail, car dit-il « le tracteur guérit tout le monde ».

En réalité, les gens sont en train de tomber comme des mouches. Combien en tout ? On ne le sait toujours pas. Au nord-est, la ville de Vitebsk devient un des principaux foyers d’infection. Une patinoire y est transformée en morgue. Mais, officiellement, la Biélorussie ne connaît toujours aucun cas de Covid-19. Des tests de dépistage envoyés aux laboratoires à Minsk se perdent en chemin, systématiquement. Les médecins sont presque tentés d’y voir la confirmation de cas positifs, tandis que des hommes du KGB font le tour des hôpitaux pour obtenir le silence du personnel soignant. Il y aura même un match de foot entre le FC Minsk et son rival local, le Dinamo Minsk. Le seul à ce moment-là, dans un monde confiné. On se contente de prendre la température des spectateurs à l’entrée. Les droits de transmission ont été vendus à l’Inde au préalable. Pendant ce temps, Loukachenko moque les morts à la télé. Évoquant le poids d’une victime, il s’interroge : « Mais comment quelqu’un peut-il vivre ainsi ? » Et de conclure : « Le virus s’attaque aux faibles ».

Loukachenko s’est toujours vanté d’avoir épargné à la Biélorussie le sort humiliant réservé à la Russie

Ces remarques choquent un pays entier, contraint à l’entraide mais bientôt habité du sentiment qu’entre Biélorusses, on arrive à faire bouger des choses solidairement même sans le soutien de l’État. Face au refus du gouvernement de reconnaître la gravité de la situation et de fermer, ne serait-ce que les écoles, des initiatives privées voient le jour, comme #ByCovid19, qui s’efforce de récolter de l’argent et d’approvisionner les hôpitaux sous-équipés en matériel. Soutenus par des dons provenant de la diaspora biélorusse à l’étranger, c’est grâce à de telles initiatives que les gestes barrières commencent à être connus au sein de la population. L’association est finalement contactée par le Ministère de la santé qui lui offre son soutien. Malgré cela, Alexandre Loukachenko fait défiler les chars devant les vétérans pour la traditionnelle parade du 9 mai en souvenir de la victoire soviétique sur le fascisme. Sur *Deutsche Welle*, Mikola Statkevich, ancien candidat aux présidentielles, s’énervait : « Je comprends qu’aux yeux de ce type, les personnes âgées ne représentent qu’un fardeau sans valeur auquel on est obligé de verser des retraites.

Pour se protéger du coronavirus, Lukaschenko a conseillé de boire « un ou deux verres de vodka » et de retourner au travail, car « le tracteur guérit tout le monde »

Quant à nous, il s’agit de nos parents, de nos grands-parents ! » Arrêté le 31 mai, Statkevich demeure toujours en prison.

À l’étranger, les déclarations du président défrayent la chronique, surtout en Russie confinée et habituée depuis longtemps aux frasques du dictateur mous-tachu, mais on y estime aussi que les Biélorusses n’ont pas vraiment à se plaindre. Élu en 1994 sur la promesse d’annuler les quelques réformes libérales entreprises depuis l’indépendance, Alexandre Loukachenko, ancien dirigeant d’une exploitation agricole, s’est toujours vanté d’avoir épargné à la Biélorussie le sort humiliant réservé à la Russie pendant la transition vers le capitalisme durant les années 90. En réalité, l’industrie biélorusse quoiqu’haute-ment développée d’un point de vue soviétique est restée très fortement dépendante des livraisons de matières premières et du marché russes. À partir du moment où les républiques « frères » se sont dotées de politiques économiques individuelles, l’économie biélorusse a considérablement souffert. La libération des prix et les programmes de libéralisation de la Fédération russe, en particulier, ont mis la Biélorussie face à des défis immenses. Aujourd’hui encore, les trois quarts de l’économie restent sous contrôle de l’État. Mais les disparités sociales ne sont pas aussi criantes que dans la Russie voisine où les salaires sont pourtant plus élevés. Aussi, le PIB par habitant atteint pratiquement le double de celui de l’Ukraine. Même si la crise d’énergie et d’approvisionnement a pris des formes toujours plus dramatiques au fil des ans.

Car le modèle Loukachenko a un prix : l’économie reste, en effet, très lourdement subventionnée par

la Russie, avec en 2019 une balance commerciale affichant un déficit de neuf milliards de dollars. En décembre, après de années de tensions entre Minsk et Moscou, le Kremlin a finalement décidé de réformer sa taxation sur les exportations de pétrole brut. Jusqu’alors, la Biélorussie en importait 25 millions de tonnes de brut par an pour trente pour cent moins cher. Avec une partie du pétrole raffinée en Biélorussie, revendue vers l’étranger pendant qu’une autre était transformée en carburant bon marché.

Russes et Européens, Loukachenko a toujours su opportunément jouer les uns contre les autres. Ainsi il avait obtenu de l’UE le retrait de sanctions européennes en échange de son soutien à l’Ukraine face à la Russie. Dernièrement, il a tenté de faire fléchir Moscou en invitant à Minsk le secrétaire d’État américain, Mike Pompeo, allant même jusqu’à réceptionner en mai une livraison de pétrole américain. Il y a trois semaines, il a fait arrêter des miliciens russes accusés de fomenter un coup contre lui. Ces jours-ci, il accuse l’Ouest de vouloir vendre son pays à l’Otan et interdire la langue russe…

Les sombres perspectives économiques qui se profilent à l’horizon biélorusse avec l’augmentation progressive du prix du pétrole décidée par Moscou (entraînant jusqu’à 3,1 milliards de pertes par an : quinze pour cent des recettes budgétaires) expliquent donc l’apparition, pour la première fois, de candidats à la présidentielle issus de l’élite, tel Viktor Babariko, ancien manager de Belgazprom-bank, pressenti un temps comme le candidat le plus crédible contre Loukachenko ou encore Valéry Tsepkalo, ancien ambassadeur aux États-Unis et fondateur du Belarus-Hi-Tech Park, du plus grand centre IT d’Europe centrale et de l’Est. L’arrestation de Babariko, en juin, suivie de la disqualification de la candidature de Tsepkalo, étaient la preuve que Loukachenko sentait le vent tourner.

Un soutien officiel pourrait obliger la Russie à partager le fardeau des sanctions

Comme le recommande un rapport du German Economic Team (GET), la Biélorussie a besoin de recettes supplémentaires et doit réduire ses dépenses afin d’éviter que le déficit ne se creuse davantage. L’introduction progressive (jusqu’en 2024)

de taxes russes sur le pétrole brut, était censée laisser à la Biélorussie « le temps d’amortir une partie des effets par d’amples réformes économiques », notamment des privatisations. Une réaction tardive pouvant forcer le pays à « accepter des compromis peu favorables ». Mais Loukachenko, en 26 ans de règne, n’a pas su réformer l’économie. Et a préféré consacrer son attention à des marchés prometteurs, comme celui de la vente d’armes qui a rapporté en 2017 plus d’1 milliard de dollars à un pays dont le budget militaire est de 700 millions.

À la fin de l’Union soviétique, c’est la Biélorussie qui écoule une grande partie des 69 000 chars de combat abandonnés par l’Empire communiste. L’opération est une formidable affaire, si bien qu’entretemps le pays se situe dans le top quinze des exportateurs d’armes les plus importants au monde, en voisinage direct avec les États-Unis, la Russie, Israël ou encore la France. Les contrats de maintenance et de modernisation qui lient les pays clients d’équipement soviétique, souvent pauvres, au savoir-faire des experts biélorusses, auront permis au pays de se lancer dans le développement de systèmes militaires modernes. Aujourd’hui, la vente de radars, de systèmes de guerre électronique, de drones ou encore de systèmes de défense aérienne constituent la plus grande part des revenus. Parmi les clients, la Chine, le Soudan, l’Azerbaïdjan, mais aussi l’Ukraine, la Syrie, le Venezuela et des pays africains. La destination compte peu : la Biélorussie a la réputation d’être un des marchands d’armes les plus irresponsables. La ligne antirusse adoptée dans le contexte de la dégradation des relations américano-russes aura également profité à l’industrie militaire nationale. Beaucoup de pays ne souhaitant se rendre dépendant ni des États-Unis ni de la Russie ayant opté pour les systèmes militaires biélorusses.

En dépit de tout cela, Vladimir Poutine a décidé dans la situation actuelle de soutenir Alexandre Loukachenko qui a aussitôt saisi l’occasion pour menacer son peuple d’une invasion russe. Ce scénario est pourtant peu probable. D’ailleurs le soutien officiel pourrait coûter cher à la Russie. Avec une riposte de l’UE imminente, la Russie, si elle continuait à « soutenir officiellement » Minsk, pourrait être obligée à partager « le fardeau des sanctions » analyse la *Nezavissimaïa Gazeta*. Or non seulement

Minsk est endettée vis-à-vis de Moscou à hauteur de huit milliards de dollars, mais un retrait russe de la Biélorussie ferait perdre plusieurs milliards de dollars en investissements à la Russie. Inversement, si elle se décidait à soutenir Loukachenko jusqu’au bout, par exemple dans le cadre de l’Union de la Russie et de la Biélorussie qui existe déjà sur le papier, elle devrait s’attendre à rembourser des emprunts biélorusses à l’étranger à hauteur de dix milliards de dollars.

Voilà pourquoi certains observateurs estiment que la Russie est en train de se préparer à un scénario à l’arménienne. Dans ce pays du Caucase, le refus du Premier ministre de céder le pouvoir avait déclenché en 2018 une révolution qui a porté au pouvoir Nikol Pachinian, principale figure de l’opposition. Une fois investi, celui-ci a décidé de poursuivre la politique étrangère de son prédécesseur. En Biélorussie, le masque est tombé même si l’allié russe continue à tenir l’opposition en haleine sur ses intentions. Une stratégie qui semble porter ses fruits : Maria Kalesnikava, proche de Viktor Babariko et alliée de Svetlana Tikhanovskaïa vient d’indiquer que l’opposition biélorusse ne compte pas remettre en question les relations actuelles avec la Russie. Elle estime par ailleurs qu’il est « trop tôt » pour prononcer des sanctions contre son pays.

Plusieurs signes laissent toutefois penser qu’une invasion russe a déjà commencé, quoique de manière hybride et difficile à prouver. Tout commence par l’arrivée de « journalistes » russes pour remplacer leurs collègues biélorusses à la télévision d’État en grève. Dans certaines entreprises, une majorité d’ouvriers a repris le travail – là encore, sous la pression d’« experts » apparemment venus de l’étranger. Pendant ce temps, des canaux pro-Loukachenko ont fait leur apparition sur Telegram pour diffuser le narratif (mis en avant par le Kremlin) de manifestations pilotées depuis l’étranger. Enfin jeudi, l’empoisonnement d’Alexeï Navalny, célèbre opposant russe, a envoyé un signal sans équivoque au camp de Svetlana Tikhanovskaïa. Les dernières vidéos de Navalny portant sur la situation en Biélorussie, étaient marquées du label « La Russie du futur ».

L’auteur s’exprime sous pseudonyme



Alexandre Loukachenko est un homme politiquement mort : rassemblement en soutien à l’opposition le 16 août à Minsk

En Biélorussie, le masque est tombé ; même si l’allié russe continue à tenir l’opposition en haleine sur ses intentions



Il faut arrêter la pollution esthétique de l'espace public ! À Differdange, alors qu'on se réjouissait que, contrairement au patrimoine industriel à Belval, Terres-Rouges ou Wiltz, les cinq tours de refroidissement de l'usine d'Arcelor-Mittal n'aient pas encore été détruites, l'artiste Alain Welter est en train de les décorer de grandes fresques « rigolotes » et hautes en couleur. Comme il l'avait fait dans son village de Kahler ou comme son aîné Sumo l'a fait sur un avion de la Luxair. Alors que le *streetart* vient de l'*underground*, que c'était un art contestataire pour lequel les créateurs risquaient la prison il y a vingt ans encore, il est désormais devenu un phénomène de la politique culturelle libérale. La Kulturfabrik, la Ville de Luxembourg et désormais des sociétés privées invitent des artistes à « décorer » tout et n'importe quoi. Pris au dépourvu, ils n'ont rien à dire et s'improvisent publicitaires au premier degré. jh

Anthony Diez

Arts plastiques



Bleu rayonnant

L'espace Viart est un endroit inattendu, une galerie d'art brute dans un petit bâtiment charmant, tapi dans un coin presque perdu de la bourgade touristique de Vianden dans l'ESling. Exploité par un collectif d'artistes indépendants, dont l'infatigable sculptrice Marie-Josée Kerschen est un des moteurs, Viart organise une *Biennale des étudiants en art*, dont le/la lauréat/e se voit offrir une résidence sur place. Depuis début août et jusqu'à la fin du mois, la jeune Klara Troost (*1993 ; photo : Viart) y a pris ses quartiers d'été. Troost, qui a fait ses études en arts plastiques à Saint Luc à Bruxelles et au Lette Verein à Berlin, travaillera sur place à une installation appelée *Sun-kissed to permance*, qu'elle définit comme une « archéologie du présent ». Concrètement, elle travaille avec la technique du cyanotype, procédé photographique monochrome ancien (inventé en 1842) par lequel on obtient des tirages en bleu cyan. Les résultats seront suspendus du plafond dans l'espace principal de la galerie, comme les piliers d'un temple en ruine. Troost peut être observée au travail du mercredi au dimanche, entre 14 et 18 heures. Un finissage décontracté et socialement distancé aura lieu le 30 août (viartvianden.wixsite.com). jh

Musiques

Heartbeat

Das Atelier übernimmt ab dem 4. Oktober die Herzmassage der luxemburgischen Kultur- und Musikszene. Die *Intimate Shows*, sieben Acts, teilweise international, sind vorsichtige, erste Schritte, Gästen mit Musik und Stand-Up-Comedy das Gefühl einer relativen Normalität zurückgeben. Es sind die ersten Konzerte im Atelier seit sechs Monaten. Die Einschränkungen, die ins kollektive Bewusstsein eingebrannt sein sollten, sind an allen drei Locations (Op der Schmelz, im Atelier und in der Philharmonie) einzuhalten. Eingesessene Atelier-Stammgäste sollten dabei nicht vergessen, dass Tickets im Voraus reserviert werden um sich nicht vor verschlossenen Türen wieder zu finden, denn die Anzahl der Besucher ist limiteiert: Statt den üblichen 1 000 Gästen finden so im Atelier unter den gegebenen Umständen nur 300 Personen Platz. Intime Distanz. Es bleibt ein vorsichtiges Herantasten, ohne Aussicht oder auch nur Erwartung auf Wirt-schaftlichkeit der Events. Die Künstler, die speziell für das Event nach Luxemburg reisen, decken dabei eine große Bandbreite an Musikrichtungen ab: Klassisches Klavier, Rock, Folk und Triphop. Die Auswahl scheint zusammengestellt, um jedem zumindest grob etwas anzubieten, wonach er sich nach Monaten der Konzert-Abstinenz sehnt. Nach dem *Opening Act* von Serdar Somuncu am 4. Oktober, werden Hania Rani, Chassol, Faun, Stephan Eicher, Klein + Glass Museum und abschließend am 12. Dezember Hooverphonic zu sehen sein. Bis der Herzrhythmus der Musikwelt sich wieder normalisiert, wird sie hoffentlich weiter künstlich am Leben gehalten (Reservation nötig, über atelier.lu). mp

Luxemburgensia

RTL Reichsrundfunk

Le nouveau numéro de la revue *Les cahiers luxembourgeois* (n°2/2020) vient de paraître. À côté des dessins d'Anna Recker, des poèmes déconcertants de Samuel Hamen et d'un texte de fiction du prometteur Maxime Weber, on le recommandera surtout pour le texte historique de Marc Limpach, *Der « Sender Luxembourg » während der NS-Besatzung (1940-1944)*. Sur une quarantaine de pages, Limpach y utilise les découvertes qu'il a faites en recherchant pour son texte sur la politique culturelle durant l'Occupation, publié dans le catalogue de l'actuelle exposition au CNL. Limpach commence son récit dans les années 1930, lorsque la francophilie de la toute jeune Compagnie luxembourgeoise de radiodiffusion (CLR) était haïe par le NS-Propagandaminister Goebbels, poursuit avec la collaboration de Henri Pensis ou les actions de sabotage à l'arrivée des nazis et termine à la libération (des ondes). La lecture de ce texte éclairera tous ceux qui chérissent la Villa Louvigny sur le fait qu'un buste de Hitler y trôna dans le hall d'entrée. jh



Arts plastiques



Seize the (public) moment

« This is art history », concluent Catherine Hemelryk, la directrice du CCA Derry-Londonderry, et Kevin Muhlen, le directeur du Casino Luxembourg – Forum d'art contemporain, dans leur introduction au gros catalogue sobrement intitulé *Filip Markiewicz*, qui vient de paraître chez Hatje Cantz (224 pages, mise en page Laurent Daubach ; 40 euros). Ce qui a commencé il y a trois ans avec l'exposition *Celebration Factory* à Northampton, voyageant ensuite au Casino Luxembourg et à la Kunsthalle Osnabrück (et, actuellement, à Bucarest), est devenu un livre sur la créativité aussi polymorphe que prolifique de cet artiste hors normes. Le livre documente surtout les expositions et les performances par lesquelles elles furent activées – Luc Schiltz, Tania Soubry et Edsun lors du vernissage, une lecture de Blixa Bargeld et un concert des Einstürzende Neubauten à la Philharmonie lors de la station luxembourgeoise par exemple, ou un *reenactment* d'une chorégraphie d'Oscar Schlemmer à Osnabrück. Mais il propose aussi des retranscriptions d'entretiens avec Filip Markiewicz, ou par ce dernier avec Lech Wałęsa par exemple, héros du mouvement Solidarność en Pologne (pays que les parents de Markiewicz ont quitté il y a quarante ans pour s'installer au Luxembourg). On retrouve des images extraites de ses films sur les musiciens, comme la pianiste et ancienne ministre Erna Hennicot-Schoepges (photo), les dialogues de son film *Fake Fiction*, réalisé pour la pièce de théâtre que Markiewicz a montée en 2017 à Bâle, et des reproductions de ses dessins, dont la série de faux billets de banque, accompagnée ici d'explications sur l'iconographie de ces images mêlant hommes et femmes politiques à l'univers ultrapop de Markiewicz (popstars, nouveaux milliardaires de la Silicon Valley et tragédies humanitaires s'y côtoient). Hyper-bien connecté, Filip Markiewicz fait intervenir des historiens d'art dans ce catalogue, ainsi que C. Raman Schlemmer, qui gère l'héritage d'Oscar et inscrit le travail de Filip dans une continuité historique. Le très beau livre se termine par les huiles sur toiles récentes de Filip Markiewicz, qui vient seulement de se mettre à la peinture. En dernière image, un portrait d'Angela Merkel, avec ce texte : « Manchmal ist es auch gut, die Musik abzuschalten um besser den Klang der Stille zu hören ». jh

Luxemburgensia

Im Fluss der Literatur

Pourquoi écrire? Die Frage ist wohl so alt wie die Literatur selbst und bleibt, trotz vieler Versuche, weitgehend unbeantwortet. Es scheint unklar, wie oft sie noch aufgeworfen werden muss, bis akzeptiert ist, dass es keine eine Antwort geben kann. Dieses Abwinken ist selbstverständlich unfair: Es kann und soll keine eine Antwort geben, und es wäre ein trauriger Tag, an dem eine gefunden würde. Nein, wie bei vielen guten Fragen ist auch hier der Weg das Ziel, denn auf ihm stolpert der Antwortende gerne über neue Fragen, an denen man sich austoben kann, und möglicherweise die eine oder andere Erkenntnis: Jacques Steiwer macht genau dies. In seinem philosophischen Exkurs setzt er sich mit Sprache und Sprachen, Politik und Physik, Kommissaren und Ganoven, *Luxos* und (großer Unterschied) Luxemburgern, Kultur- und Gesellschaftsrevolution auseinander. Der Ausdruck *panta rhei*, „alles fließt“, ist für den Autor scheinbar nicht nur eine etwas ironische rote Linie bei der Aneinanderreihung von Themen, die fließend von einem zum Nächsten wechseln, sondern auch ein Hoffnungsschimmer für die Zukunft: Denn über allem steht für Steiwer ein Streben nach einer besseren Zukunft, in der die „großen Schuldigen, die wahren Schuldigen“ nicht länger ungeschoren davonkommen, wie sie es bisher auch in seinen Romanen tun. Eine Zukunft, in der der Mensch sein „morbides Verhältnis zum Kapital“ hinter sich gelassen hat. (Jacques Steiwer : *Discours sur la littérature* 5. Centre National de Littérature, 45 Seiten, 5 Euro) mp

Autrement/Anders (6)

Le théâtre comme résistance

josée hansen

Contraintes « Le théâtre existe depuis plus de 2 000 ans, ce n'est pas maintenant qu'on va remettre en question tous les arts de la scène. » Carole Lorang (*1974) sourit de ce sourire un peu espiègle, un peu ironique qu'elle maîtrise à merveille. La directrice, depuis le printemps 2018, du Escher Theater, est persuadée que le théâtre en a vu d'autres et que ce n'est pas un virus qui lui viendra à bout. À ses yeux, le *livestream* et autres propositions vidéo via internet ne peuvent jamais être qu'un placebo, un moyen pour garder un lien avec son public, pas une alternative. Sa volonté et son énergie forcent le respect : alors que le « Groupe de travail déconfinement culturel » mis en place par la Theaterfédération discutait encore en d'innombrables réunions via Zoom sur les risques et périls d'une réouverture que certains directeurs de centres culturels régionaux et de théâtres craignaient précipitée, Carole Lorang, elle, présentait une vraie grosse brochure de programme pour la saison 2020/21, qui commencera début octobre avec un week-end d'ouverture de saison.

Ce jour-là, c'était le 17 juin, la prévalence du Covid-19 était au plus bas, moins d'une dizaine de nouvelles infections par jour, et la ministre de la Culture Sam Tanson (Déi Gréng) venait de présenter trois semaines plus tôt le paquet de cinq millions d'euros d'aide à la culture, dans le cadre de *Neistart Lëtzebuerg*. Depuis le 10 juin, il était connu que les salles de spectacles pourraient rouvrir, dans le respect des règles de distanciation sociale. Ce qui, pour les théâtres, équivaut à laisser deux mètres entre deux spectateurs qui n'appartiennent pas à une même famille et de ne laisser entrer que des personnes qui ont réservé leurs places assises. Si cette distance ne peut pas être respectée, le port du masque est obligatoire ; les acteurs étant exclus du port du masque « pendant l'exercice de leurs activités », selon la législation en vigueur. Le 5 juillet, le Escher Theater a rouvert ses portes au public, d'abord avec un spectacle pour enfants, suivi dix jours plus tard par une représentation pour public adulte du spectacle musical *Ma barque vagabonde*. « Le Covid-19, dit encore Lorang, est finalement une contrainte comme une autre. » Comme il peut y avoir des contraintes logistiques, budgétaires ou politiques.

Schmelzoarbechter Bien sûr, « face au Covid-19, le Escher Theater prend toutes les mesures sanitaires nécessaires pour vous accueillir », assure la brochure de programme, et la directrice de concéder, dans son édit, que « nous sommes conscients que le retour dans les salles de spectacles n'ira pas de soi. ». Ceci dit, de cela elle est persuadée, « quoi qu'il arrive, nous aurons toujours besoin de raconter et d'écouter des histoires. Et de les partager avec autrui. » La série de photos d'un ouvrier sidérurgique en plein costume de protection (en fait, il s'agit de l'acteur Luc Schiltz), qui illustrent la brochure et les affiches du théâtre, déjà choisi comme esthétique l'année dernière, devient ici un commentaire ironique : comme, il y a cent ans, les ouvriers se protégeaient avec des costumes isolants pour couler l'acier par 1 538 degrés, nous nous protégeons désormais de l'autre en portant visières et masques buccaux. Comment concilier cet isolement nécessaire avec des valeurs comme la convivialité et le partage, qui sont au cœur de tout théâtre qui se respecte. Même si cela semble bizarre de se faire servir une limonade et des amuses-bouches à travers des protections en plexiglas par des hôtesses habillées en infirmières, comme ce fut le cas le 17 juin après la conférence de presse. L'essentiel est que cela eut lieu, que Carole Lorang et l'échevin eschois responsable de la culture Pim Knaff (DP) n'ont pas baissé les bras dans un constat d'échec, mais qu'ils l'ont fait. Le théâtre comme acte de résistance.

Deux mois plus tard, vendredi 14 août, nous voulions savoir de Carole Lorang si le courage avait payé, si le public a suivi cette offre généreuse de l'équipe du théâtre de reprendre très officiellement les activités – et quels spectacles trouvent le plus d'écho. « Le moment du *live* fait qu'une communauté se forme pendant un court moment unique pour vibrer ensemble », explique-t-elle lors d'une rencontre en terrasse. Et sa communauté, elle la voit plutôt en direction du Sud, de la région frontalière française et toute la Minette luxembourgeoise qu'à Luxembourg-Ville, dont les résidents, gâtés pendant des années par l'offre de spectacles internationaux de haut vol programmés par les Théâtres de la Ville, sont en outre découragés de se déplacer à Esch par un trafic professionnel toujours plus dense. Même si à ses débuts, dans les années 1960-70, sous son premier directeur

Le rêve de Carole Lorang, qui vient de la scène indépendante, a toujours été d'ouvrir le théâtre sur la ville, d'en faire un lieu de vie

Joseph Wampach, le Escher Theater avait une programmation réputée plus avant-gardiste que la capitale (« Quand Heiner Müller venait au Luxembourg, c'était à Esch ! », remarque Lorang avec un brin de fierté). « Le public français est souvent très réceptif et attentionné, et il participe passionnément aux discussions ou aux 'comités de spectateurs', affirme la directrice. Mais ce sont souvent des gens des classes populaires, qui travaillent beaucoup en semaine et cherchent un moment de détente en allant au spectacle. » C'est une des raisons pour lesquelles la programmation eschoise met un accent particulier sur le

divertissement et le rire – l'autre étant l'autodérision très belge dont Lorang est une pratiquante assidue. La référence de la saison étant l'incomparable Buster Keaton. La pièce *Monsieur X*, conçue par Mathilda May, dont Pierre Richard (*Le grand blond avec une chaussure noire* ; Richard a 86 ans !) est la vedette, annoncée pour le 17 novembre, est la plus populaire dans les demandes de réservation actuellement : Si le théâtre peut accueillir une centaine de spectateurs en appliquant les consignes actuelles, la pièce pourrait être jouée trois fois tellement la demande est forte. Jusqu'au moment où il y aura plus de certitudes sur les règles en vigueur au moment du spectacle, le théâtre ne prend que des réservations, qui seront transformées en ventes de tickets le moment venu.

Comme dans l'bus Ou alors le public devra mettre un masque ? Pourquoi serait-ce si insensé, alors qu'on accepte désormais tout naturellement le port du masque dans les magasins, ou le bus, le train et l'avion ? « Ce qui est certain, c'est qu'il nous faudra des solutions pour pouvoir jouer jusqu'à ce que les scientifiques trouvent un vaccin », estime Lorang. Alors il y a ceux, comme la commune de Mamer avec son Theatercontainer ou l'asbl des Rotondes à Bonnevoie avec son festival *Congés annulés*, qui

misent sur le plein air, réputé comme étant plus sûr (comme les aérosols par lesquels le virus se propage, y disparaissent plus vite grâce au vent). Et ceux qui, en intérieur réduisent les jauges pour respecter la distanciation sociale, ce qui ne serait pas viable économiquement pour des structures financées entièrement par la vente de tickets – mais au Luxembourg, le taux de subventionnement public rattrape cette potentielle perte-là. Or, pour les tout petits théâtres privés comme le Tol, le Centaure ou le Kasematentheater, cela réduirait leur jauge, déjà minuscule, à une dizaine de spectateurs par représentation. C'est pourquoi les Théâtres de la Ville et le Kinneksbond de Mamer ont proposé de les accueillir en automne dans leurs salles beaucoup plus grandes. La preuve de telles solidarités est une des belles conséquences de la crise du Covid-19.

Lieu de vie Le rêve de Carole Lorang, qui vient de la scène indépendante – elle était metteuse en scène, avait sa propre compagnie, Le Grand Boube (dont elle est désormais membre honoraire), a été une des forces motrices derrière la création de la fédération des professionnels du spectacle vivant (Aspro) et présida la Theaterfédération avant de diriger le Escher Theater – a toujours été d'ouvrir le théâtre sur

la ville, d'en faire un lieu de vie. Pour ressentir l'expérience qu'elle vise, il suffit de se promener un midi à Gand ou à Anvers et de voir la manière décomplexée avec laquelle les gens vont au NT Ghent ou au Toneelhuis, juste boire un verre ou manger un bout. En plein centre-ville, ces théâtres sont accessibles et les gens normaux n'ont pas d'appréhensions à passer la porte, alors qu'au Luxembourg, les théâtres n'ouvrent qu'une demi-heure avant les spectacles et font souvent l'effet d'être des forteresses impénétrables en journée. Cette convivialité décomplexée, Lorang voudrait la pratiquer les soirs de spectacles en un premier temps, en ouvrant le bar au premier étage (la brasserie au quatrième n'est jamais ouverte par son locataire privé). Plus tard, dès 2022, elle invitera le public à faire quelques mètres jusqu'à l'Ariston, qui sera transformé à partir de cet automne et est destiné à devenir la deuxième scène pour le Escher Theater. Un plateau de dix mètres sur dix permettra d'y accueillir des spectacles plus intimistes, pour un maximum de 178 personnes, par exemple des spectacles pour enfants et jeune public, mais pas exclusivement. Un bar-restaurant fait partie du programme architectural. Carole Lorang imagine le partager avec le Konschthal que Christian Mosar est en train d'inventer dans l'ancien magasin d'ameublement Lavandier, juste derrière l'Ariston. Le leitmotiv de Carole Lorang : s'allier au lieu de se concurrencer.

Esch rocks Par une belle constellation des hasards, Esch est vraiment la ville la plus intéressante du pays sur le plan culturel en ce moment. Pas *grâce à*, mais *malgré* l'organisation d'Esch 22, capitale européenne de la culture. Car, comme si elle voulait contrer les frustrations générées par les nombreux refus de projets que prononce l'asbl organisatrice de cette année culturelle qui semble vraiment maudite, la Ville d'Esch investit énormément en culture actuellement. En achetant le Lavandier et le Briderhaus, future résidence d'artistes ; en créant une nouvelle asbl, Fresch, qui gèrera toutes ces nouvelles infrastructures et exploitera le tiers-lieu que deviendra le Bâtiment IV sur la friche de Schiffflange ; ou en lançant le premier plan de développement culturel en 2017 (*Connexions*). Mais aussi parce que l'État semble enfin s'être résolu à placer la deuxième ville du pays sur son radar, en investissant dans l'année culturelle et dans la rénovation du Musée national de la Résistance ou en classant l'ancien cinéma Ariston monument historique. Grâce à un niveau de prix de l'immobilier plus modestes, Esch attire les artistes, qui y trouvent logements et ateliers abordables ; le *Summerstage* de la Kulturfabrik ne désemplit pas et, en temps normaux, la Rockhal, établissement public, attire des milliers de spectateurs de toute la Grande Région. Le théâtre musical et les liens entre théâtre et musique seront des axes que Carole Lorang aimerait développer, au plus tard au Ariston, qui gardera un écran amovible afin de pouvoir y projeter des films, en complémentarité avec les autres institutions culturelles sur le territoire d'Esch.

Frontières Une des grandes leçons de la crise du Covid-19 est que la liberté de circulation n'est pas donnée et peut être abolie à tout moment. La culture en souffre, comme l'économie ou le commun des mortels. Les programmations d'accueils et de coproductions internationales, de théâtre, de danse ou d'opéra, souvent montées depuis des années, se sont toutes effondrées dès mars et risquent d'être compromises pendant plusieurs mois, voire années encore. Beaucoup de troupes anglaises par exemple ne comptent pas sur une reprise de leurs voyages avant automne 2021, au plus tôt. « Ce qui est certain, c'est qu'on ne prendra pas l'avion de sitôt pour une seule représentation », concède Carole Lorang. Qui argumente depuis longtemps qu'il faudra se résoudre à produire autrement, sur des bases plus durables. Construire un véritable répertoire par exemple, pourquoi pas une sorte de répertoire national, qui fasse vivre les productions souvent longues à concevoir, au-delà des deux ou trois représentations classiquement prévues au Luxembourg. Le Escher Theater statue un exemple en reprenant *Voir la feuille à l'envers* de Renelde Pierlot, *Monocle* de Stéphane Ghislain Roussel (en combinaison avec *Histoire du soldat*, avec le même Luc Schiltz) ou encore *Bal* de Simone Mousset. Et puis Carole Lorang voudrait varier les formats, combiner des spectacles par thèmes, et prévoir des représentations à d'autres moments de la journée, par exemple des matinées pour un public plus jeune ou plus âgé que la norme. « Mon rêve, dit Carole Lorang, ce serait que le théâtre soit animé du matin au soir ! »



Carole Lorang sur la scène du Théâtre d'Esch, ce lundi

Binge watching

Das Schwert im Stein

Der Stoff der Artus-Saga wurde bereits mehrfach für Film und Fernsehen adaptiert, weibliche Perspektiven sind indes eher selten. Der Zeichentrickfilm *Magic Sword* (1998) ist eines der wenigen Beispiele, in dem eine weibliche Perspektive gewählt wurde, und er verstand sich als Lanzenbrechen für Diversität und Randgruppen. Mit *Cursed* legt Netflix eine feministische, aber weniger kindgerechte Neuinterpretation der Artus-Saga vor, in der nicht der Mann das magische Schwert Excalibur führt, sondern eine Frau: die junge Nimue (Katherine Langford), der walisisch-bretonischen Sagengestalt, die zur „Dame im See“ werden wird. Ihr naturverbundenes Feenvolk lebt im harmonischen Miteinander, doch der Anbeginn des christlichen Zeitalters droht die Festen der „alten Macht“ zu erschüttern.

Mit vergangenen filmischen Darstellungen der mittelalterlichen Dark Ages hat Cursed nichts mehr gemein

Augenscheinlich ist diese Neuauflage für die Gameboy- und Barbiepuppen-Generation angedacht mit einem zeitgemäßen *Update* in Sachen *Diversity*. Mit vergangenen filmischen Darstellungen der mittelalterlichen *Dark Ages* hat *Cursed* nichts mehr gemein. Keine Düsternis wie noch in John Boormans *Excalibur* (1981), keine Untergangsstimmung zu der Musik von Richard Wagner und Carl Orff. *Cursed* zeigt seine mittelalterliche Welt mehr als farbenprächtiges Märchenland voller opulenter Landschaften, deren grelle Farben die Künstlichkeit und Andersweltlichkeit dieses Sagenlandes visuell zwar berauschend in Szene setzt, sich dafür aber auch schmerzlich nahe an der Grenze zum Kitsch bewegt: Blüten steigen in den Himmel, naturverbundene Kinder des Waldes weisen den Weg, Feenstaub wird Nimue zur großen Beschützerin der Feen und des Waldes auserwählen, und Bambi ist auch dabei. In dieser fantastischen Welt erweist sich die weiße Heldin als tapfer und kampferprobt. Ihr zur Seite stehen der schwarze Artus (Devon Terrell), der sie anschnachtet, und der Zauberer Merlin (Gustaf Skarsgård), der bei weitem kein strahlender Magier mehr ist; er ist nur noch ein Schatten seiner selbst, ein heruntergekommener Trinker. Gemeinsam treten sie den Kampf gegen den blutigen Prozess der Christianisierung an, der vom finsternen Weeping Monk (Daniel Sharman) angeführt wird. Er will alles Magische und Heidnische ausmerzen.

Den Serienschöpfern Frank Miller und Tom Wheeler – deren gleichnamiges Buch bietet die Grundlage der Adaption – gelingt es nicht recht, bei all dieser Oberflächlichkeit dem Sagenstoff ein wenig kreatives Novum einzuhauchen. Vielmehr geht es um die Variation von Geschlechterrollen und der Modernisierung von Genre-Standards, die „Gender“ und „Race“ mitführen, um den heutigen *Diversity*-Ansprüchen Rechnung tragen. Die Erschließung einer mythischen Essenz, die noch Boormans Film auszeichnete, sucht man in alledem vergebens. Die Serie behauptet sich denn auch nicht gegen die Schnellebigkeit der Popkultur, indem sie noch an so etwas wie einer mythischen Konstante festhielte, nein, sie ist vielmehr deren Produkt.

Bei allem Durchspielen der klassischen Fantasy-Elemente und dem zunehmenden Figurenaufgebot geht der Glanz des Abenteuers so sehr verloren, dass sich kein Gefühl für die Lust an der Reise anbahnen will; da gibt es auch kaum Raum zur Entfaltung der Figuren, wie die klassische Heldenreise sie verlangt. Schematische Figurenzeichnungen und -konstellationen gewinnen an Prominenz und erschweren in der Folge eine engere Beziehung, gar eine Identifikation mit diesen. Besonders aber geht es um eine Akzentsetzung auf das Melodramatische, das Schön-Traurige. Eine Szene der intensiven Zärtlichkeit kommt in *Cursed* dann auch nicht aus, ohne dass sich der Himmel ganz blutrot verfärbt und die Natur sich in einen Schauplatz der Leidenschaften verwandelt. Und umgekehrt gibt die melodramatische Schreibweise Negativfiguren unserem Hass nicht nur deshalb preis, weil sie schablonenhaft böse sind, sondern weil sie dem jungen Glück von Nimue und Arthur im Wege stehen und deswegen böse sein müssen. Diese Bilder stehen aber in *Cursed* immerhin für den augenscheinlichen Willen, eine Naivität des Märchenerzählens zurückzufordern.

Marc Trappendreh

Kino

Holzbube

Marc Trappendreh

Die Faszination für die italienische Kindergeschichte *Pinocchio* um die Holzpuppe, die zum Jungen werden will, scheint zeitlos: Ihr Schöpfer Carlo Collodi entwarf diese Erzählung zunächst 1881 als Fortsetzung in einer Wochenzeitung, die er dann als Buch anlegte. Pinocchio-Adaptionen gibt es seit der Stummfilmzeit und auch zukünftig wird die Popularität des Stoffes nicht nachlassen: Für 2021 ist Guillermo del Toros düsteres *Pinocchio*-Projekt für Netflix angekündigt und in Hollywood arbeitet man derzeit an einer *live-action*-Neuverfilmung des Zeichentrickklassikers von 1940. Unter anderem sind derzeit Tom Hanks und Robert Zemeckis an dem Projekt beteiligt. Ron Howard und Robert Downey Jr. bereiten ferner ihre ganz eigene Version vor.

Der italienische Regisseur Matteo Garrone, dessen *Pinocchio* im Rahmen der Berlinale gezeigt wurde, hat 2007 in Cannes anlässlich seines Films *Gomorra* behauptet, er habe sich mehr an den Filmen des italienischen Neorealismus orientiert als etwa an Martin Scorseses Mafiafilmen. Auch in *Dogman* schien diese entschieden sozialkritische und milieuorientierte Haltung durch. Mit *Pinocchio* nun verbindet er die bekannte Erzählung um den Jungen aus Holz mit diesem Moment: Der Film lässt sich in seiner Exposition besonders viel Zeit für die Schilderung der Armutsverhältnisse einer toskanischen Dorfgemeinschaft, in der der mittellose Tischler Gepetto (Roberto Benigni) lebt. Ein Stück Holz erwacht da plötzlich zum Leben und es ist dem jungen Darsteller Federico Ielapi zu verdanken, dass diese buchstäblich hölzerne CGI-Figur funktioniert und zum Sohn wird. Erst nach und nach entfernt sich Garrone vom Versuch einer Milieustudie, um der fantastischen Abenteuergeschichte dann ihren Lauf zu lassen. Offenkundig ist dabei die Nähe zur Originalvorlage, die werkgetreue Übertragung des Märchens, die kaum einen höheren Grad der Transformation anstrebt, als den direkten Medientransfer.

Von Garrones Gangster- und Mafiabildern, die wir noch in *Gomorra* und *Dogman* zu sehen

Von Garrones Gangster- und Mafiabildern, die wir noch in Gomorra und Dogman zu sehen bekamen, ist Pinocchio weiter entfernt

bekamen, ist *Pinocchio* augenscheinlich weiter entfernt, und doch ist dieser Holzjunge von ähnlichen Motivationen angetrieben: Jemand will



Man fragt sich, an wen sich dieser Film richten will: Für Kinder ist er mitunter sehr düster

jemand werden. Davon handeln alle Filme von Matteo Garrone. Und wir verfolgen diesen Prozess der Wandlung auch bei diesem aufässigen Pinocchio mit all der Freude, der Feinfühligkeit, aber auch dem Schmerz und der Gewalt, die er hervorbringt, und das mit einer sonderbaren Mischung aus Entsetzen und Verständnis.

Garrones Kameramann Nicolai Brüel findet dafür ganz unterschiedliche visuelle Ästhetiken: Farbenprächige und in goldgelbes Licht getauchte Bilder wechseln sich ab mit der finsternen Düsternis, die die Geschichte bereithält. Ferner setzt Brüel auf eine oft untersichtige Kameraperspektive: Es sind Kinderaugen, die in die Welt hinausblicken. Die pädagogische Botschaft des absoluten Gehorsams, der der individuellen Entwicklung enge Grenzen setzt, ist heute freilich überholt, ebenso irritiert die harte Erziehungsmoral, die das Schulschwänzen mit Entführung und Verwandlung bestraft. Freiheitsdrang und Marterung liegen hier ganz nah

beieinander. Deshalb ist diese Verfilmung auch so weit entfernt von dem weithin bekannten Disney-Zeichentrickfilm, den Garrone als Verrat am Original empfindet. Ein besonderes Bezugszentrum des Films ist sein Hauptdarsteller Roberto Benigni, der bereits 2002 an einer *Pinocchio*-Adaption beteiligt war, der Erfolg indes blieb aus. Roberto Benigni spielt den liebevollen Vater, den wir bereits aus *La vita è bella* (1997) kennen, verliert sich aber zuweilen in der Exaltiertheit seines Schauspiels.

All dies in Rechnung gestellt, fragt man sich allerdings, an wen sich dieser Film richten will: Für Kinder ist er mitunter sehr düster und der Erzählfluss stellenweise zäh. Für Erwachsene ist die Erzählweise zu einfach und durchtränkt vom italienisch-burlesken Moment der Komödie, die zwar eine ansprechende visuelle Ästhetik entwickelt, aber dem Stoff nichts Neues abgewinnt, keine Anpassung an den Zeitgeist macht und keine weiteren Lesarten anbietet.

Bande dessinée

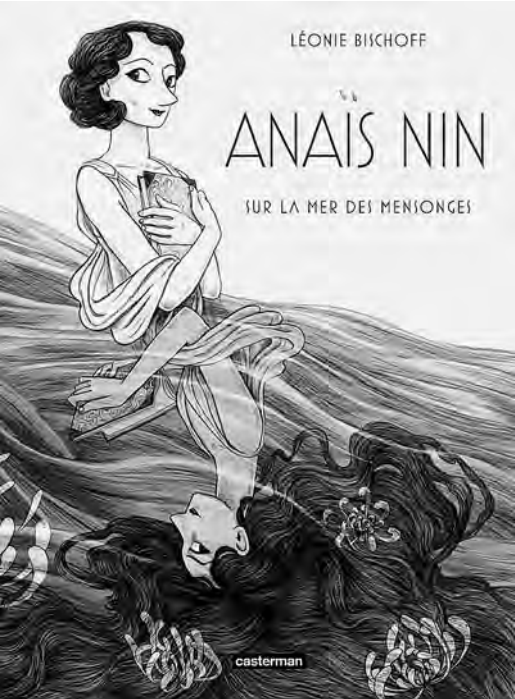
Pablo Chimienti

La simple évocation de son nom laisse flotter comme une odeur de soufre ! Anaïs Nin est une personnage fascinant : écrivaine, nouvelliste, diariste... elle a aussi bien vécu ses récits érotiques que mis en page ses relations et rêveries les plus intimes. Une vie incroyable que raconte et met en image Léonie Bischoff dans *Anaïs Nin sur la mer des mensonges*. Un album tout simplement splendide.

Pas facile d'écrire des œuvres érotiques au milieu du XX^e siècle. D.H Lawrence a été accusé de pornographie, Henry Miller poursuivi pour obscénité... Et cela est encore d'autant plus vrai pour une femme. Anaïs Nin en sait quelque chose. Rares sont celles qui ont osé braver, avant elle, les interdits moraux et les tabous imposés par les religions sur tout ce qui se passe en dessous de la ceinture. Qu'à cela ne tienne, après un essai sur D.H. Lawrence (*D. H. Lawrence : an unprofessional study*, 1932) elle publie les premières nouvelles de son *Delta of Venus*, dès les années quarante.

Rien que pour ça, Anaïs Nin aurait mérité que Léonie Bischoff – qui publie, là, son deuxième album solo après *Hoodoo darlin'* et sa participation, au dessin, aux adaptations BD des œuvres de Camilla Läckberg : *La Princesse des glaces*, *Le Prédicateur* et *Le Tailleur de pierre*, tous trois scénarisées par Olivier Bocquet – s'y attarde.

Mais derrière l'écrivaine américaine, derrière l'œuvre, il y a surtout la vie incroyable d'Anaïs Nin – Rose Jeanne Anaïs Edelmira Antolina Nin – à l'état civil – née des amours d'un compositeur et pianiste cubain d'origine catalane et d'une chanteuse franco-danoise, en 1903 à Neuilly-sur-Seine, et morte en 1977 à Los Angeles. Son père abandonne sa famille quand la jeune Anaïs n'a que onze ans, ce qui amènera les Nin à s'installer à New York. La jeune fille quitte l'école à quatorze ans et devient mannequin. Si elle tient déjà un journal intime, quelle espère un jour faire lire à



question de « guérir » l'homosexualité de son cousin Eduardo. Si l'une rougit à la simple évocation de l'acte sexuel, une autre admet volontiers se sentir excitée à la vue des images du *Kamasutra*. Si l'une aime sincèrement son mari, « cet homme parfait », l'autre rêve d'orgies et est incapable de résister aux avances d'un homme, ou au charme d'une belle femme.

C'est cette dualité permanente qui rend Anaïs Nin passionnante. D'autant qu'avec sa plume riche et sincère elle ne cachera rien de tout cela à son journal intime qu'elle continuera à rédiger consciencieusement jusqu'à sa mort. Un journal ? En fait, elle en avait deux. Car avec sa vie qu'on qualifiait alors de dissolue, elle a rapidement compris qu'il valait mieux avoir un journal officiel et un second journal secret.

Dans ces milliers de pages, elle raconte sa vie quotidienne, ses interrogations les plus profondes, sa passion pour l'art et les artistes, ses doutes, ses envies d'écriture, ses désirs, etc. Elle ne cache rien de ses relations extraconjugales, avec Henry Miller, un de ses grands amours, avec sa femme, June – une « femme à la hauteur de (son) imagination » –, avec son cousin une fois « guéri » de son « dégoût du corps féminin », avec son professeur de flamenco – à qui elle laissera « embrasser (son) sexe à travers le tissu de (sa) culotte » par charité –, avec un éditeur – quelle « laisse se soulager en se frottant à (ses) cuisses » par pitié –, avec son analyste ou encore avec son propre père...

« Chaque homme fait émerger en moi de nouvelles émotions, de nouvelles idées. Mais plus que l'acte lui-même, c'est ce qui se passe avant et après ces moments, dans son corps et dans sa tête qu'elle s'attarde. Chaque relation fait naître une nouvelle Anaïs et un nouvel univers », résumera-t-elle.

Le journal officiel d'Anaïs Nin a été publié de son vivant. Sa version secrète seulement une fois

Anaïs Nin sur la mer des mensonges de Léonie Bischoff est un album tout simplement splendide

qu'elle et les différents personnages cités avaient passé l'arme à gauche.

Une œuvre magistrale qui sert, à l'instar de la correspondance entre Nin et Henry Miller, de base au travail de Léonie Bischoff pour cet *Anaïs Nin sur la mer des mensonges*. Un album de 192 pages, à la couverture souple à la quadrichromie réalisée au crayon. Un dessin aérien qui représente à merveille ce qui trotte dans l'esprit de la jeune femme ; un style qui, malgré quelques propos on ne peut plus crus dans le texte, donne à l'album un aspect bien plus sensuel que sexuel.

Du coup, si on plonge dans l'intimité d'Anaïs Nin, c'est bien moins dans celle du corps que dans celle de l'âme de cette pionnière dans le long processus de la libération du désir féminin. Une femme résolument libre.

Anaïs Nin sur la mer des mensonges de Léonie Bischoff ; Casterman ; août 2020. ISBN : 978-2-203-16191-7

Festival de Salzburg (1)

Le défi

Lucien Kayser

Un été pas comme les autres, mais à vrai dire, ce dont il va être question s'avère d'un coup la moindre des choses. Et pourtant, il ne peut s'agir de laisser la culture de côté, même par ces temps compliqués. Des villes de Provence, Avignon, Arles, Aix, à Vienne, en passant bien sûr par Bayreuth, les festivals ont été annulés, les uns plus vite que les autres. Il est resté, non pas un village, comme dans la légende gauloise, à résister ; une ville, Salzburg, qui a maintenu contre vents et marées du virus, le sien, il est vrai le plus ancien, et sans doute l'immense impact sur l'économie, de la ville, de la région tout entière, y a été pour beaucoup.

Autre chose a peut-être été non moins déterminant. Le festival de Salzburg fête justement en cette année malheureuse son centième anniversaire, et ça devait être la dernière année de sa présidente Helga Rabl-Stader. On n'arrête pas dans l'abandon, elle va d'ailleurs prolonger, avec ses compagnons du triumvirat (mal nommé), l'intendant Markus Hinterhäuser et le directeur commercial Lukas Crepaz.

Ce qu'il a dû coûter de courage, d'obstination, pour faire ce cavalier seul risqué, il a suffi de lire encore dernièrement dans le *Kurier* l'entretien du chef de l'Albertina de Vienne, Klaus Albrecht Schröder, arguant que le virus, avec ses morts, ses malades, nous a appris à nous passer de théâtre, « wie kann man dann sagen, man könne ohne Theater nicht leben ». Ce qui n'a pas empêché le même homme de réclamer plus d'argent pour sa propre institution. Réponse cinglante du nouveau chef de l'opéra, Bogdan Rosic, successeur de Dominik Meyer depuis le 1^{er} juillet : « Meinungsmüll... Hybris, Ahnungslosigkeit und Perfidie... »

À Salzburg, on est à quelque 300 kilomètres de pareille chamaille, dispute sans conséquence. En toute conscience, de strictes règles sanitaires ont été édictées, depuis la vente des billets jusqu'à la répartition des places en passant par le comportement de tous les participants. Et l'on a commencé par réduire le festival, au seul mois d'août, couper dans le nombre des représentations (dont a été victime entre autres André Jung, pour *Das Bergwerk zu Falun*), 110 au



Le projet de Poelzig, pyramide pour 3 000 personnes

Un programme réduit de moitié, une assistance au tiers, mais on tient bon jusqu'à maintenant

lieu de 222, dans celui des places, 76 000 au lieu de 240 000. Avec des tickets nominatifs, obligation de masques, et ni entracte ni buffet, distanciation sociale oblige. Fini donc (ou du moins mis entre parenthèses) le côté mondain.

Et dans ce sens, un peu retour en arrière. Peut-être à l'époque des fondateurs du festival. Reinhardt à part, c'est à Strauss et Hofmannsthal qu'on s'accroche cette année, et Mozart bien sûr, le bon génie du lieu. Pour un peu, telle prophétie, telle utopie se serait réalisée, de Josef von Neupauer, faisant voyager deux Persans, pardon, Américains, dans l'Autriche de 2020 justement, mais le texte date de 1893. Salzburg, lors de leur visite, une petite ville, de 1 500 habitants, hébergeant pourtant jusqu'au double d'étrangers. « Die beurlaubten Bürger, welche ihren Urlaub zu einer Reise benutzen, halten sich meist einige Tage in die-

sen Städten auf, um einigen Theatervorstellungen beizuwohnen und die Merkwürdigkeiten zu besuchen. » Il s'y trouve même « eine Operngesellschaft... », welche mehrere berühmte Sänger und Sängerinnen zählte ». Pour le reste, joli paradoxe, l'empereur est toujours habsbourgeois, mais à la tête d'une société sans classes, carrément communiste.

Pas question toutefois d'un véritable festival, de bâtiments construits à cet effet. Si la *Landesausstellung*, au Salzburg Museum, retrace ces jours-ci les cent années du festival, *Grosses Welttheater*, ailleurs, de Hellbrunn au Mönchsberg, Kapuzinerberg et Mirabellgarten, des artistes contemporains interviennent pour proposer une sorte de commentaire plastique à quatre projets non réalisés de Festspielhaus, *Der Traum von einem Feentempel*. Max Reinhardt l'avait vu d'abord à l'extérieur de la ville, « abseits vom städtischen Alltagsgetriebe » ; le projet de l'architecte Hans Poelzig, marqué aujourd'hui dans ses dimensions par des pieux, dans le parc de Hellbrunn, jusque dans le zoo, avait fière allure, futuriste, mais l'argent a manqué, et une autre idée allait l'emporter, intra muros, changeant Salzburg même en scène de théâtre.

Le festival de Salzburg dure encore jusqu'au 30 août : salzburgerfestspiele.at. Tout le festival 2020 est enregistré et diffusé par Arte : www.arte.tv/de/videos/RC-019863/salzburg-fuer-jedermann/

Arts plastiques

Résister à la technologie

Marianne Brausch

Qu'est-ce qu'une sculpture ? Que représente-t-elle ? Quelle est la perception du spectateur ? Que retire-t-il de son expérience ? Max Mertens n'en est pas à sa première démonstration du genre, sur le mode du détournement ludique. Cette *Sollbruchstelle*, est dans la lignée directe de *wrecking hammer* de 2014 (Das weisse Haus, Vienne, Autriche), où, déjà, des marteaux, mus par l'air produit par des ventilateurs, venaient endommager une paroi.

On peut remonter encore plus loin dans le temps. En 2009, Mertens avait terminé deux ans plus tôt ses études d'art et de la pratique communicative à l'Université des arts appliqués de Vienne. Au feu pavillon près du Pont Adolphe, cet ancien kiosque à journaux que l'Aica (Association internationale des critiques d'art) avait réussi à transformer en espace de présentation d'œuvres de jeunes artistes luxembourgeois, le passant déclenchait, à son insu, de l'air qui venait gonfler un gros ballon rouge (*Urban Games # 1*).

Le terme allemand savant de *Sollbruchstelle*, titre de la plus récente des expérimentations du genre à Esch, cache un « point de cassure d'une zone prévue à cet effet ». Le visiteur est surpris par un marteau qui se met en mouvement et vient frapper, au même point d'impact un mur en briques. En fait, une fois qu'on a pénétré dans le pavillon eschois, on cherche à comprendre ce que représente cette sculpture : la superposition sur quelques rangées de ce matériau de construction courant, tenu sur les côtés par des triangles de bois, qu'on appelle dans le jargon architectural des étauçons, utilisés pour empêcher une construction de s'écrouler.

Max Mertens a une prédilection pour les œuvres motorisées de Jean Tinguely. Dans ses *Méta Matics* (1959) animées par un moteur, des crayons créaient des tableaux sans l'action du peintre. Niki de Saint-Phalle, sa compagne, réalisait des peintures en projetant les couleurs à la carabine (*Tirs*, 1961). Soixante ans plus tard, Mertens interroge ainsi notre époque : machine *versus* être humain ? Comme le loup qui voudrait bien croquer l'habitant de la maison en briques dans l'histoire des *Trois petits cochons* ? À la fin de l'exposition, le mur sera sinon détruit, du moins pour partie effrité.

Sollbruchstelle de Max Mertens, à l'Annexe22, 1, Place de la Résistance, Esch-sur-Alzette, est à voir jusqu'au 5 septembre ; ouvert les jeudi et vendredi de 11 à 18 heures, les samedi et dimanche de 14 à 18 heures ; demande de visites guidées en groupe dans le respect du nombre limité à 10 personnes : www.esch2022.lu



Max Mertens lors du montage de son œuvre

Arts plastiques

De l'urgence d'écouter les artistes

Emmanuel Defouloy et
Eva Defouloy-Mosoni, Arles

Du 1^{er} juillet au 22 septembre, les *Rencontres d'Arles* auraient dû fêter leurs cinquante ans. Un demi-siècle de curiosité et de créativité foisonnantes au service de la photographie, grâce auxquelles des milliers de personnes arpentent chaque été les rues chargées d'histoire de la cité provençale, en lisière de Camargue. Le Covid-19 en a pourtant décidé autrement et contraint les organisateurs, comme ceux de tant d'autres festivals culturels, à annuler l'édition cinquantenaire.

Alors certes, Arles est peut-être un peu moins foisonnante que les autres années. Mais en le remarque à peine. Les petites places ombragées et les bons repas sont toujours là, les éditeurs Actes Sud et Philippe Picquier aussi, tout comme les nuits étoilées sur le Rhône et les visiteurs européens. On pourrait aussi évoquer Arles la romaine, ses arènes, son théâtre, son buste de César surtout (il en existe peu), découvert il y a treize ans dans les limons du fleuve. Ainsi qu'Arles la romane, avec sa somptueuse cathédrale Saint-Trophime. Ou encore l'Arles de Van Gogh, qui attire d'habitude touristes asiatiques et américains absents cette année : le café jaune, les Alysamps, la Fondation Van Gogh. En résumé, un concentré de culture.

Ce passé suffirait à lui seul à justifier la visite et conjurer l'épidémie de coronavirus. Mais depuis cinquante ans comme depuis des siècles, Arles est en constant renouvellement, et en 2020 encore, il y a du nouveau sous le Covid. Un nouveau maire, le journaliste et ex-patron de France Télévisions Patrick de Carolis, qui vient de succéder à un édile communiste. Surtout la Fondation Luma de la mécène suisse et collectionneuse d'art Maja Hoffmann, sise dans l'immense parc des anciens ateliers SNCF et dont la tour conçue par Frank Gehry joue l'Arlésienne¹ : après plusieurs reports, elle devrait être enfin inaugurée au printemps 2021 – à confirmer.

Obligée d'annuler ce qu'elle avait prévu cette année, Maja Hoffmann s'est adaptée avec un événement « Covid-compatible » : *It's urgent !*, exposition gratuite d'affiches, d'un format contraint, commandées à des artistes sur le thème de l'après-Covid. Légère, sans prêts

En Arles, la collectionneuse Maja Hoffmann et le commissaire Hans-Ulrich Obrist réunissent leur réseau d'artistes pour l'exposition d'affiches *It's urgent !*



Arles est un chapitre important, mais l'idée, c'est que l'expo évolue

ni grands transports, présentée dans un bâtiment *work in progress* aux murs non encore peints, l'ancien centre de soins des ouvriers du ferroviaire.

Égrener les noms de Sophie Calle, Douglas Coupland, Olafur Eliasson, Annette Messager, Brian Eno, Maryse Condé, David Lynch, Yoko Ono, Paul B. Preciado ou Ai Weiwei, est un peu facile, mais cela donne une idée du réseau d'artistes réunis par Maja Hoffmann et le commissaire de l'exposition, suisse lui aussi, Hans Ulrich Obrist.

Leurs messages sont tout aussi importants : l'écologie et l'urgence climatique, les droits des femmes et des personnes transgenres, la paix, la solidarité avec les migrants, les libertés d'opinion et d'expression. « Dans un contexte marqué par une crise totalement inhabituelle, par l'incertitude et des transformations profondes, nous tenons à affirmer notre conviction que l'art et la créativité peuvent offrir un sens renouvelé de l'ouverture au monde, une forme d'authenticité et d'anticipation qui soutiennent notre conception de l'attention portée à autrui et de l'interdépendance », résume Mme Hoffmann.

« Nature wants us gone – We deserved this », écrit d'emblée Douglas Coupland, qui renchérit de façon moins optimiste encore : « This was just a dress rehearsal for something way scarier ». Ce que le catalogue traduit par : « Ce n'est que la répétition générale d'une chose bien plus effrayante ». Pour Olafur Eliasson à l'inverse, notre planète terre est « clear curious creative confident connected courageously compassionate ».

Dans d'autres registres, Precious Okoyomon assure que « When Black Women Are Free, The Rest Of The World Will Be Free » et Yoko Ono reste fidèle au message pacifique qu'on lui connaît : « Surrender to Peace ».

Si l'on peut légitimement s'irriter d'un usage quasi intégral de l'anglais dans une exposition en France, les États-Unis n'en ressortent pas grandis pour autant. Au-dessus d'une statue de la Liberté à terre ou endormie, Madelon Vriesendorp s'inquiète : « On small misstep for man / One giant leap backwards for mankind ». S'agit-il des libertés dans le monde, ou bien des États-Unis sous Donald Trump ? À chacun son interprétation. Mais quand Suzanne Lacy barre la une du *New York Times* consacrée aux 100 000 premières personnes mortes du Covid aux États-Unis par ces mots en rouge : « WHAT IS CARE WORK WORTH ? », l'interrogation est claire. À quoi sert l'assistance sociale ? Quelle est la valeur des emplois du « care » ?

Pour Wolfgang Tillmans en tout cas, c'est désormais l'Europe qui symbolise les libertés : « The freedom to think, to love, to live. Europe ». Il faut dire que l'exposition conçue par Obrist a débuté au Danemark, à l'occasion du scrutin européen de mai 2019, avant de se poursuivre à Zurich puis désormais en Arles. De quoi éviter tout malentendu sur son nom, comme l'a expliqué le Suisse à *Libération* : « Il y a quelque chose de profondément 'slow' dans le format et la règle du jeu. Arles est un chapitre important, mais l'idée, c'est que l'expo évolue, qu'elle soit accessible, on peut l'imaginer dans une école ou une galerie universitaire, et l'on espère qu'elle continuera dans les dix ou quinze prochaines années. La notion d'urgence, on l'a utilisée pour voir ce que les artistes estiment urgent aujourd'hui : pas dans une idée de précipitation, mais dans l'idée qu'il est intéressant de les écouter ».

¹Ce terme, du nom d'une nouvelle éponyme de l'auteur provençal Alphonse Daudet, désigne depuis en français courant une personne ou une chose dont on parle tout le temps, mais qui n'apparaît jamais.

Cinémasteak

Tout ce que le cinéma permet

Loïc Millot

On ne pouvait mieux débiter cette semaine qu'avec *All that Heaven allows* (1955), long-métrage bouleversant de Douglas Sirk programmé dans le cadre du cycle *Why We Love Cinema* de la Cinémathèque de la Ville de Luxembourg. Inspiré du roman sulfureux de David Herbert Lawrence, *Lady Chatterley's Lover* (1928), qui raconte la relation socialement transgressive entre une aristocrate et son garde-chasse, *All that Heaven allows* constitue le deuxième opus d'une série de mélodrames réalisés par le cinéaste dans les années cinquante pour les studios Universal. Encouragé par le premier succès de *The Magnificent Obsession* (1954), Universal souhaite en effet reconduire l'entreprise et décide, pour cela, d'engager les deux mêmes vedettes principales : d'un film à l'autre, on retrouve ainsi l'actrice Jane Wyman dans le rôle d'une veuve tombant dans les bras du jeune Rock Hudson, acteur fétiche de Sirk depuis sa première apparition dans *Has anybody Seen my Gal ?* (1952), fable mineure mais néanmoins plaisante pour sa franche morale anti-capitaliste au pays du dollar (l'argent y fait le malheur de toute une famille).

Sous une positivité apparente – que traduisent ici l'emploi flamboyant du Technicolor, l'environnement bourgeois d'une insouciance bourgade américaine et un *happy end* de rigueur à Hollywood –, *All that Heaven allows* brûle entièrement du feu de la révolte. Pour cela même il se montre particulièrement approprié à notre époque, marquée par les revendications égalitaires des mouvements *#Me Too*, *Black Lives Matter* et celui des Gilets jaunes. Douglas Sirk (1897-1987), qui a vécu au plus près les grands événements du XX^e siècle, depuis les espoirs soulevés lors de la



Rock Hudson et Jane Wyman

brève République soviétique bavaroise jusqu'à l'arrivée au pouvoir des nazis en 1933, est un humaniste formé auprès de l'historien d'art Erwin Panofsky, avant de devenir avec Bertolt Brecht l'un des metteurs en scène les plus importants de la scène allemande. Ce n'est donc pas un hasard si Sirk s'intéresse au mélodrame, genre populaire par excellence dans lequel les émotions sont susceptibles de convertir le regard du spectateur, et donc d'engager plus largement une transformation sociale. À travers l'histoire d'amour de Cary Scott (Wyman) et de son jardinier Ron Kirby (Hudson), Sirk réhabilite – contre les pré-

jugés et les conventions morales en vigueur à cette époque – la force révolutionnaire du désir, capable à elle seule d'ébranler l'ordre d'une société américaine enlisée dans le conservatisme. Au lieu de favoriser l'entre-soi communautaire, l'amour s'y présente comme une puissance capable de rapprocher les âges et les différentes classes sociales, résorbant par là même les inégalités qui y persistent. L'altérité constitue l'enjeu politique du mélodrame sirkien.

Le succès de *All The Heaven Allows* fut tel qu'il connaîtra de nombreuses déclinaisons. Dans les

Sous une positivité apparente, *All that Heaven allows* brûle entièrement du feu de la révolte

années 70, Rainer Werner Fassbinder s'approprie ce film pour dénoncer les préjugés racistes au sein de la société allemande (*Tous les autres s'appellent Ali*, 1974). Puis, au début des années 2000, c'est au tour de Todd Haynes d'en reconduire le geste dans *Far from Heaven* (2002), dans lequel la question raciale et (homo-)sexuelle s'ajoute à la question sociale (Julianne Moore s'prend pour un jardinier Noir, tandis que son mari la délaisse pour un homme). Pour ne rien dire des coulisses secrètes d'*All that Heaven allows* : voué à interpréter au cinéma des rôles de playboy hétéro, l'acteur Rock Hudson cacha toute sa vie durant son homosexualité. Sirk lui-même, tout d'abord marié à une femme ayant adhéré au régime nazi, la quitta pour vivre avec une femme juive. L'histoire du mélodrame est jonchée de cœurs brisés.

All that Heaven allows de Douglas Sirk (USA, 1955, vostf, 89') sera présenté le vendredi 21 août à 20h30, Cinémathèque de la Ville de Luxembourg, place du Théâtre.

Cinéma

Christophe forever

Loïc Millot

Pour compenser la fermeture printanière liée à la propagation de l'épidémie, la Cinémathèque française a proposé au public une sélection de films rares, et aujourd'hui encore majoritairement accessibles, via la plateforme vidéo *Henri*. On y trouve de tout, et gratuitement : une section dédiée à son fondateur Henri Langlois remplie d'entretiens avec des acteurs et même des peintres (Matisse), des sélections mettant à l'honneur certains cinéastes (Jean Epstein, Otar Iosseliani, Raoul Ruiz, Jean-Claude Brisseau, Jacques Rozier, Jean-Claude Biette...). Mais aussi des séances spéciales mettant à l'honneur des productions plus

ou moins récentes comme *Personne n'est à la place de personne*. Un film avec *Christophe* (2009), documentaire d'Ange Leccia et de l'artiste Dominique Gonzalez-Foerster réalisé avec le célèbre chanteur, décédé le 16 avril dernier du coronavirus.

Christophe résume à lui seul plusieurs décennies musicales, épousant au fil des époques les genres, les modes et les coiffures en vigueur, jusqu'à ne plus quitter ses lunettes de soleil et sa longue crinière dorée ces dernières années. C'est sous cet aspect qu'il était encore apparu au Théâtre de Thionville en jan-

La Cinémathèque française propose au public une sélection de films rares, et aujourd'hui encore majoritairement accessibles, via la plateforme *Henri*

vier 2018, accompagné de ses fidèles claviers et de jeunes musiciens. Né le 13 octobre 1945 à quelques kilomètres de Paris, Daniel Bevilacqua de son vrai nom, est issu d'une famille italienne originaire du Frioul. Il se fait tôt connaître du public yéyé avec ce titre devenu un tube de la chanson française, *Aline* (1965), qui a fait pleurer toutes celles et ceux qui connurent un jour une douloureuse séparation... Dix ans plus tard, Christophe renoue avec le succès grâce au titre *Les mots bleus*, dont les paroles sont écrites par Jean-Michel Jarre. Ce hit, interprété par Bashung dans les années 2000, sera repris à tue-tête sur les balcons de France lorsque l'on apprit son décès en plein confinement. Un bel hommage pour celui qui logeait à Paris, dans un appartement transformé en véritable studio d'enregistrement.

On en oublierait presque que Christophe maniait l'art enjoué du déjouement, quitte à briser son image de chanteur à midinettes. Ce qu'il fit notamment avec deux albums dans lesquels il dévoile ses ambitions d'auteur-compositeur : dans *Le Beau bizarre* en 1976, puis dans l'expérimental *Bevilacqua* en 1996, où il se produit en compagnie d'Alan Vega du groupe Suicide. On en oublierait presque ses collaborations comme compositeur sur les films de HPG, Sophie Filière (*Arrête ou je continue*, 2014), Sara Forestier (*M*, 2017), ou encore sur *Jeanne* (2019) de Bruno Dumont. Même Quentin Tarantino a repris l'un de ses morceaux pour le second opus de *Kill Bill !* Outre ses quelques participations comme acteur, Christophe était un cinéphile et un collectionneur de films célèbre.

Plus connue pour son œuvre plastique, la réalisatrice Dominique Gonzalez-Foerster fréquente depuis plusieurs années le chanteur ; c'est elle qui a scénographié en 2002 son concert à l'Olympia au cours de la tournée *La Route des mots*. Son documentaire, structuré sur des va-et-vient entre les coulisses et la scène, expose une personnalité perfectionniste, nerveuse, bouillonnante, en tension perpétuelle. Vu sous différentes lumières de scène, le chanteur enchaîne les concerts dans des lieux culturels : au Musée d'art moderne de Paris, au Palais de Tokyo, à la Maison de la Culture de Grenoble, etc. Comme le note Nicole Brenez au sujet du film, il s'agit « de la fusion entre trois créateurs ultra-sensibles qui partagent et multiplient l'un par l'autre un même amour pour toutes les formes de beauté, de la plus naturelle à la plus sophistiquée, mais en commençant par celles qu'offre la culture populaire – la chanson, le cinéma, et son ancêtre, le music-hall. »

Personne n'est à la place de personne. Un film avec *Christophe*, d'Ange Leccia et Dominique Gonzalez-Foerster (2009, 62 mn.), est disponible sur la plateforme www.cinematheque.fr/henri



Ange Leccia et Dominique Gonzalez-Foerster suivent Christophe dans son intimité



Appel de candidatures

Procédure : européenne restreinte
Type de marché : Services

Réception des offres ou des demandes de participation :
Date limite : 18.09.2020
Heure : 12.00 heures

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Appel de candidatures en vue du financement de la construction du nouveau bâtiment des Archives nationales à Belval.

Description succincte du marché :
Financement de la construction du nouveau bâtiment des Archives nationales à Belval.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Le cahier des charges sera transmis aux candidats retenus.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions et montant du financement du projet :
Conclusion d'un emprunt couvert par une garantie de l'État luxembourgeois en vue du financement d'un projet d'une envelopure de 77 270 000 euros.

Conditions de participation :
La capacité économique et financière du participant sera analysée lors de l'étape de sélection des candidats retenus pour l'envoi du cahier des charges.

Les participants sont priés de transmettre avec leur candidature les documents suivants :
– Une note présentant le candidat ;
– Les comptes annuels des 3 derniers exercices clos ;
– Une attestation renseignant sur l'inscription au registre professionnel du pays d'origine ;
– Les états émanant du fisc et des établissements d'assurances sociales du pays de référence relatifs aux obligations sociales et de sécurité sociale du candidat.

Réception des candidatures :
La date limite de remise des dossiers de candidature est le 18 septembre 2020 à 12.00 heures. La remise des candidatures se fera obligatoirement par voie électronique sur le Portail des marchés publics (www.marches.publics.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
17.08.2020

La version intégrale de l'avis n° 2001251 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

d'Lëtzebuenger Land

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983

Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur.
Rédactrice en chef Josée Hansen (48 57 57-26; jhansen@land.lu), **Rédaction** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), Ines Kurschat (48 57 57-28; ikurschat@land.lu), Pol Schock (48 57 57-35; pschock@land.lu), Pierre Sorlut (48 57 57-20; psorlut@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu) **Photos** Sven Becker (48 57 57-36; sbecker@land.lu) **Gérant et mise-en-page** Pierre Greiveldinger (48 57 57-34; pgreiveldinger@land.lu) **Stagiaire** Misch Pautsch **Administration et publicité** Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Twitter** @Letzland **Facebook** d'Lëtzebuenger Land **Instagram** letzebuenger_land **Impression offset** Imprimerie Saint-Paul **Prix par numéro** 4,00 € **Abonnement annuel** 140,00 € **Abonnement étudiant/e** 75,00 € **Comptes en banque** CCPLLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000, BILLULL : IBAN LU29 0027 1003 6990 0000, BGLULL : IBAN LU32 0030 0431 7039 0000, BCEEULL : IBAN LU30 0019 1000 2939 1000, CELLULL : IBAN LU71 0141 7162 5000 0000, BLUXULL : IBAN LU59 0080 0484 9600 1003

Luxemburgensia

Renert, eine verspätete Vormärz-Satire

Romain Hilgert

Renert ist die bedeutendste politische Satire der Luxemburger Literatur. In 6 452 Versen bietet das Gedicht ein einzigartiges Panorama der bürgerlichen Gesellschaft um 1870. Deshalb wird das 1872 zuerst anonym veröffentlichte Buch bis heute als Kinderfabel, Heimatdichtung oder Nationalepos abgewertet. Um diesem Missverständnis vorzugreifen, hatte sein Autor, der Waldbilliger Kantonal-Piqueur Michel Rodange (1827-1876), den Untertitel „de Fuuss am Frack an a Maansgréiss“ hinzugefügt¹.

Damit fügt sich der *Renert* in eine Tradition von Schriftstellern und Zeichnern ein, die das durch Goethe wieder popularisierte *Reineke-Fuchs*-Motiv aufgriffen, um verfremdet die Verhältnisse ihrer Zeit zu kritisieren. Den Anfang machte 1797 die anonym und mit einem fingierten Druckort möglicherweise in Hamburg-Altona erschienene Prosafabel *Reineke Fuchs am Ende des philosophischen Jahrhunderts*². Sie folgt der überlieferten Fabelhandlung, um die Despotie und Korruption am Hof des dänischen Königs Christian VII. in Kopenhagen

Vier Jahre vor der Märzrevolution von 1848 erschien, ebenfalls anonym, in Stuttgart *Der neue Reineke Fuchs in acht philosophischen Fabeln*³ vom Autor der 1844 veröffentlichten Satire *Türkisch-Persischer Rechtsstreit* zwischen Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling und Heinrich Eberhard Gottlob Paulus. Diesmal geht es um die Geschichte des deutschen Idealismus: Nach dem Tod des alten Löwen Immanuel Kant und des jungen Adlers Johann Gottlieb Fichte verkleidet sich Reineke Fuchs alias Schelling mit der Mähne des Einen und den Flügeln des Anderen. So philosophiert er den Tieren auf einem Eichenstamm vom Absoluten, das sich in seiner Höhle hinter einem Vorhang befindet. Bis der große Bär, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, auftritt, die Höhle verwüstet und den Vorhang zerreißt: „Hinter dem Vorhang aber zeigte sich nichts, als eine kahle, leere Felsenwand“ (S. 17). Nun ist der Bär der Philosophenkönig, doch seine Bärlein, die Alt- und Linkshegelianer, streiten, so dass nach dem Tod des Bären der Fuchs wieder als Philosophenkönig auftreten kann. Bis der alte Adler, der heute weitgehend vergessene rationalistische Theologe Paulus, angeflogen kommt, er „hackt ihm, in Gegenwart des ganzen erstaunten Thiervolkes die ganze Löwenhaut sammt den Adlerflügen herunter“ (S. 25).

Der Berliner Journalist und Satiriker Adolf Glaßbrenner (1810-1876) veröffentlichte zwei Jahre vor der Revolution von 1848 einen langen, gereimten *Neue[n] Reineke Fuchs*⁴, der rasch nach seinem Erscheinen verboten wurde. Reineke Fuchs ist diesmal der General der „Fuchsitzen“, der Jesuiten, die unter der Schirmherrschaft des großen Ochsen Babba in Siebenspitzen, des Papstes in Rom, gerufen werden, um „Den neuen Herrscher zu bekehren, / Daß er sein Herz nicht mehr erwärme / Für Freiheit, und für Volksglück schwärme“ (S. 244).

Dabei bedienen sie sich aller Mittel einschließlich, der Behauptung, dass Gott „durch Reliquien Wunder thue“ wie die „wunderthätige, heilige Hose“ (S. 305), der Heilige Rock in Trier. Das lange Gedicht verspottet König Braun, Friedrich Wilhelm III., die enttäuschende Hoffnung der Liberalen in Preußen. In langen Exkursen stellt es verschiedene Herrschaftsformen vor wie den aufgeklärten Despotismus von Fürst Johannismwürmchen und die Republik im fernen Utopien.

Ebenfalls 1846 erschien eine Prachtausgabe von Goethes *Reineke Fuchs*⁵ mit Stahlstichen und Holzvignetten nach Zeichnungen des Historienmalers und Buchillustrators Wilhelm von Kaulbach (1804-1874). Kaulbach radikalisierte Goethes Textvorlage, illustrierte detaillreich die Orgien am Königshof (nach S. 124), zeigte ganzseitig, wie der Kater den Pater kastriert (nach S.42), und ließ Reineke ein Buch mit dem Zitat „La propriété c'est le vol“ lesen (nach S. 36), aus dem 1840 erschienenen *Qu'est-ce que la propriété ?* des Anarchisten Pierre Joseph Proudhon (1809-1865).

Im Revolutionsjahr 1848 veröffentlichte ein Franz Volkmar ein konservatives Gegenstück, *Der Kreuzfuchs*⁶. Reineke Fuchs ist Kanzler, sein Vetter Kreuzfuchs ein Rosenkreuzer. Nach dem Tod des Königs komplottieren sie, damit „das tyrannische Regiment

Die Fuchsfabel für die eigenen politischen Anliegen zu bearbeiten, war vor allem eine Tradition des deutschen Sprachraums

des grimmigen Löwen abgeschafft und statt seiner ein sanftmütiges Thier erwählt werde möchte“ (S. 16). So kommt nach einem Wettstreit der Esel, der bürgerliche Simpel, auf den Thron. Doch der Esel verliert einen Krieg, gerät in Gefangenschaft und am Ende des republikanischen Experiments wünscht sich das Volk den Thronprinzen zurück und die Wiederherstellung der Dynastie.

Auch nach der Revolution von 1848 wurde der *Reineke*-Stoff für unterschiedliche, wenn auch kaum mehr fortschrittliche und demokratische Anliegen weiterverwendet. Der homöopathische Arzt Wilhelm Heinrich Schüssler (1821-1898) erzählte im gereimten *Reineke Fuchs als Anti-Homöopath*⁷, wie die „Allopathen“ Isegrim, Tiger und Panther Reineke viel Geld anbieten, damit er Propaganda gegen ihre aufstrebende homöopathische Konkurrenz macht. Bis „der Fuchs, der unversehrt / Vom Homöopathen wieder kam, / Der ihm den bösen Zahnschmerz nahm“ (S. 34), so zur „neuen Lehre“ bekehrt wird.

Ein Jahr vor dem *Renert* verkaufte der Bibliothekar Joseph Zedner anonym eine Broschüre *Ein Fragment aus dem letzten Gesange von Reineke Fuchs*⁸ zugunsten der Verwundeten des deutsch-französischen Kriegs. In dem auf den 17. März 1871, ein Tag vor dem Beginn der Pariser Commune, datierten Gedicht, ist Reineke Fuchs der gefangene Napoléon III., der König Nobel, dem Deutschen Kaiser Wilhelm I. vorgeführt wird. „Doch diesmal haranguirt er nicht, er weint / Und senkt den Wedel“ (S. 8).

Zedners Spottgedicht auf den geschlagenen Erbfeind war nicht die letzte Bearbeitung des *Reineke*-Stoffs. Aber *Reineke* für die eigenen politischen Anliegen aufzugreifen, war vor allem eine Tradition im deutschen Sprachraum, wegen der Popularität von Goethes *Reineke Fuchs*, der auch weil in Ländern wie Frankreich, wo der *Roman du Renard* seit Jahrhunderten bekannt war, keine Notwendigkeit mehr bestand, politische Schriften als Tierfabel zu tarnen.

In Flandern hatte Jan Frans Willems (1793-1846), einer der Begründer der Vlaamse Beweging, schon 1834 mit *Reinaert de vos, naer de oudste beryming*⁹ die Fuchsfabel für seine politischen Zwecke benutzt. Sie war aber nicht Grundlage eines neuen Werks, sondern sollte als Sprachdenkmal der Wiederbelebung der flämischen Literatursprache dienen „in een tyd waerop ons land van zooveel

franschen uitschot wordt overstroomd“ (in einer Zeit, da unser Land von so viel französischem Abschaum überflutet wird; S. XII).

Michel Rodange dürfte diese Bearbeitungen des *Reineke*-Stoffs im Vormärz und danach kaum gekannt haben. Doch fügt sich sein *Renert* mit Angriffen auf die politische dominierenden Notabeln, den obskurantistischen Klerus, die annexionistischen Parteien, den pädophilen Pfarrer Frieden und den frommen Betrüger Langrand in ihre Tradition ein¹⁰.



Wilhelm von Kaulbach lässt den Fuchs in einem Buch des Anarchisten Proudhon lesen (Ausschnitt)

Als Vorlage diente Rodange der 1794 erschienene *Reineke Fuchs* von Johann Wolfgang von Goethe. Aber anders als die Übersetzungen ins Ostfriesische, Niederösterreichische oder Steirische dichtete Rodange Goethes unmittelbar nach dem Sturz der französischen Monarchie verfassten „Hof- und Regentenspiegel“ nicht bloß auf Luxemburgisch nach oder verfasste als Ex-Lehrer eine weitere der ungezählten Kinderbuchfassungen. Er übertrug die Handlung in seine gesellschaftliche und politische Gegenwart der neuen Eisenbahnen und Schmelzen, des Zensuswahlrechts und des Entstehens neuer Nationalstaaten. Schließlich zählte Rodange zu den ersten Autoren der nach der Aufhebung der Zensur 1868 gegründeten satirischen Zeitung *D'Wäschfra*. Viele aktuelle Themen der *Wäschfra* finden sich im *Renert* wieder.

bloßzustellen, das „Dorophagon“ genannt wird, Stadt der Geschenkefresser.

In Dorophagon tritt der Adel auf: „Schon rollten die Carossen, und die Herren hüpfen wohlparfümiert, im Magen leer und im Kopfe, die Marmorstiegen des Schlosses hinan“ (S. 7). Der Klerus kommt nicht besser weg: „Ueberhaupt hat dein Gehirn eine viel zu weit zurückgedrückte Lage, als daß du hoffen könntest, irgend eine Wissenschaft oder Kunst mit einiger Vollkommenheit zu fassen: Entschleiß dich also, und werde ein Geistlicher“ (S. 20). Doch acht Jahre nach der Französischen Revolution bezweifelt König Nobel, der Löwe, „ob es die von ihm beherrschten Millionen auf immer so gleichgültig ansehen würden, daß er nebst werther Familie tagtäglich mehrere seiner Getreuen verschlang, die von wohlbesoldeten Beamten mußten geliefert werden“ (S. 2).



Denkmal für den Flamingant Jan Frans Willems mit Reinaert-Motiv in Gent

¹ *Renert oder de Fuuß am Frack an a Ma'nsgréiß. Op en Neris fotograféiert von engem Letzebreger.* Letzebuurg. Drock vum J. Joris. 1872, 254 S.

² *Reineke Fuchs am Ende des philosophischen Jahrhunderts*, Itzehoe und Crefpe, 1797, 236 S.

³ *Der neue Reineke Fuchs in acht philosophischen Fabeln.* Ein Beitrag zur Culturgeschichte des Thierreichs mit angehängten Verwahrungen gegen etwaige Mißverständnisse vom Uebersetzer des Türkisch-Persischen-Rechtsstretes. Stuttgart, L.F. Rieger'sche Buchhandlung (Adolph Becker), 1844, 48 S.

⁴ *Neuer Reineke Fuchs von Adolf Glaßbrenner*, Leipzig, Verlag von Carl. P. Lorch, 1846, 392 S.

⁵ *Reineke Fuchs von Wolfgang von Goethe mit Zeichnungen von Wilhelm von Kaulbach gestochen von R. Rahn und A. Schleich.* München. Verlag der Literarisch-artistischen Anstalt, 1846, 257 S.

⁶ *Der Kreuzfuchs. Eine Fortsetzung des Reineke Fuchs.* Herausgegeben von Franz Volkmar. Mit einem Titelkupfer. Stuttgart. Verlag von Ebner und Seubert. 1848, 209 S.

⁷ *Reineke Fuchs als Anti-Homöopath von Dr. Schüssler, homöopathischer Arzte in Oldenburg.* Sondershausen, 1860. Druck und Verlag von Fr. Aug. Eupele, 72 S.

⁸ [Joseph Zedner], *Ein Fragment aus dem letzten Gesange von Reineke Fuchs*, Berlin, A. Asher & CoO. 11, Unter den Linden, 1871, 8 S.

⁹ *Reinaert de vos, naer de oudste beryming*, door J. F. Willems. Eecloot, Drukkery van A.B. van Han en zoon. 1834, 140 S.

¹⁰ Im Oktober veröffentlicht der Autor eine kommentierte Neuausgabe des *Renert* im Verlag Guy Binsfeld.



STIL

Plaidoyer bedonnant

Salomé Jeko

Le problème surgit en général après un repas gargantuesque, copieusement arrosé, longtemps prolongé, pas toujours bien digéré et souvent un peu regretté. Un de ces diners d'excès, de plaisirs, de plats qui défilent, de mets qui font saliver, qu'il faut absolument goûter et dont on ne voudrait pas se priver.

Car après tout, c'est les vacances, on ne sait pas de quoi demain sera fait, et avec tout ce qu'il se passe dans le monde, autant profiter tant qu'il est temps... S'ensuivent toujours une série d'excuses de ce type, toutes faites, universellement connues et uniquement destinées à justifier un penchant plus ou moins assumé pour la bonne chaire. Puis le lendemain, au réveil, en enfilant un pantalon qui n'a soudainement plus besoin de ceinture ou en se sentant encore repu alors qu'on approche déjà l'heure du déjeuner, débarquent ces fameux remords. Leurs cibles ? Notre gourmandise de la veille, notre coup de fourchette que l'on sait trop enthousiaste, notre laisser-aller qu'on aimerait moins fréquent, mais avant tout, ce ventre, ce fichu ventre qu'on observe avec mépris, les sourcils froncés, les lèvres grimaçantes, face au miroir.

Ce ventre, à nos yeux toujours un peu trop épau-noui, trop rond, pansu, tombant, gonflé, dodu, plantureux. Ce ventre qui nous obsède, qu'on rentre fort et qu'on ravale, comme pour le faire disparaître. Qu'on pince violemment pour se punir encore davantage, qu'on maudit, qu'on tente de gagner, de renforcer, de muscler, de sculpter, de palper-rouler, de compresser et de que sais-je-encore, pourvu qu'on ne le voit plus. Souvent, dans un élan de motivation post-culpabilité, on se résoud, joignant le geste à l'idée, à enfin le prendre en main. Et dès le lendemain, nourri d'un *shaker* vitaminé et de cette bonne résolution, on se déclarera en jeûne intermittent et on troquera l'habituel *afterwork* entre collègues contre une séance de renforcement abdominal dont on sortira probablement courbaturé, affamé et d'ores et déjà démotivé.

On pourrait croire ce problème réservé aux moins sportifs d'entre nous, aux plus grassouillets, aux adeptes du moins de 10 000 pas par jour, aux sédentaires du bureau, aux mordu du tout électrique et du zéro effort.

Mais non ! Qu'ils soient très dessinés, fermement musclés, durs, plats, pleins de tablettes de chocolat, ou pire encore, à peine délestés d'un bébé, les ventres ne connaissent aucun répit. Et quelle dure saison pour eux que l'été ! « Rafermissons nos bidons bedonnants sur le champs » entonnent en chœur journaux, magazines, comptes Instagram, coachs Youtube, pubs Facebook et j'en passe. Quelle violence quand même, quelle maltraitance psychologique, physique,



Ce ventre, à nos yeux toujours un peu trop épau-noui, trop rond, pansu, tombant, gonflé, dodu, plantureux

que cette culpabilisation constante, ces regards réprobateurs, ces privations diverses, cette détestation absolue qu'on finit par infliger à l'épicentre même de notre organisme. À celui qui fait pourtant beaucoup pour nous, en contrepartie. Lui qui digère nos mets et nos maux, avale nos coups de poings et nos coups de cœur, se noue, se tord, s'envole et papillonne au gré de nos émotions. Lui qui s'agrandit, se tend, se détend, se contorsionne, se réorganise et s'arrondit aussi, pour faire place à la vie. Pourquoi si peu de tolérance pour nos entrailles ? Pour cet endroit que certaines cultures considèrent pourtant comme le siège de l'âme. Et qui renfermerait, si l'on en croit la médecine, un deuxième cerveau – la paroi intestinale

produisant et stockant une grande majorité de sérotonine, cette hormone du bonheur et du bien-être que nous recherchons tant tous. Alors nourrissons ce cerveau intestinal sans se poser tant de questions : vous interrogez-vous sur le bien-fondé du visionnage d'une énième série *Netflix* pour votre cerveau de là-haut, dans votre crâne ? Non, ou à peine, ou vite fait... Pensée rapidement oubliée une fois le générique commencé. En cette année où tout semble déjà partir à vau-l'eau, peut-être devrions-nous réaliser que nos corps sont simplement beaux comme ils sont ?

Si on avouait enfin qu'il est parfois plus doux de se lover sur un nombril un peu brioché que sur un

six pack très dur, si on s'autorisait à accepter que c'est mignon, les poignées d'amour, et qu'il serait criminel pour la langue française de ne plus pouvoir employer une si belle expression. Si on lâchait prise sur les diktats imposés, si on réalisait que la vie est quand même plus chouette après une bière qu'un *shaker* vitaminé. Si on arrêtrait un peu, de se regarder le nombril, de se juger la panse, de se comparer le tour de taille. Si on cessait, simplement, de croire qu'un ventre plat vaut mieux qu'un ventre rond et qu'on s'acceptait un peu avec nos imperfections... Ne croyez-vous pas que l'on serait tous un peu plus heureux ? Ou en tout cas, pas moins malheureux.

Sur les réseaux



Ils ont cinq ans d'existence, sont domiciliés à Bettembourg, spécialisés dans l'hébergement virtuel et créent des sites web ainsi que des applications qui complètent l'offre. Pendant le confinement, la jeune équipe de Aïon Solutions (photo : S. Davis) a eu le temps de méditer sur la création d'un support dans un but altruiste, qui serait en même temps bénéfique à des victimes économiques du Covid-19. Décision fut prise de soutenir le secteur horeca et au fil du temps naquit le projet **Yummmh – the taste of life**. Il est vrai que si le milieu de la restauration semble en partie sortir la tête de l'eau après des mois de vaches maigres, tout n'est pas gagné, les gestes-barrière étant nombreux et les sièges à pourvoir très limités dans bon nombre des lieux de fringale. Un de ces gestes-barrière étant le non-emploi du menu sous sa forme classique, car un carton passant de main en main risquerait de faire circuler librement le virus. Yummmh permet ainsi de passer à la création gratuite du menu digital par le restaurateur ou un bénévole qui voudra bien prendre en charge la mise-en-page pour lui. Il suffira pour le client de prendre son smartphone, de photographier le QR Code qu'il trouvera sur sa nappe et/ou un autre support du restau, et le menu s'affichera sans plus tarder sur son écran. Ainsi, les consignes gouvernementales seront respectées et une garantie de sécurité plus ample sera donnée au client. Restaurateurs, à vos marques, ça vous coutera zéro euro ! www.yummmh.lu GD

L'abandon

Parce que l'on ne peut pas que vanter dans ces lignes les belles choses et les beaux endroits, profitons du silence estival pour pousser un cri de désespoir. Ou de mieux faire retentir la désolation des commerçants qui ont choisi d'établir leur boutique dans les espaces de vente Auchan à Kirchberg et à la Cloche d'Or. À l'heure où sonnera le glas pour une série de commerces qui n'avaient pas fait des réserves financières avant le confinement, nous ne serions pas étonnés de voir des volets baisser dans ces deux galeries marchandes gérées par la société **Ceetrus**, « acteur global de l'immobilier en Europe » qui, selon son site internet, « imagine des lieux de vie dans une logique forte de partenariat avec les habitants et les territoires. » Or, il semble se trouver que si la société se vante d'être un « acteur de la ville de demain », *Le Quotidien* vient de publier il y a quelques jours un article qui dévoile le mécontentement des commerçants de la galerie par rapport à des promesses de réduction de loyers en temps de pandémie qui n'ont pas été honorées jusqu'à ce jour. Alors que les villes de Luxembourg et d'Esch ont eu l'élégance de renoncer aux loyers pendant plusieurs mois, et que d'autres gestionnaires ont procédé à d'estimables réductions, Ceetrus serait « aux abonnés absents » à en croire l'association des commerçants de la Cloche d'Or, toujours d'après *Le Quotidien*. Les enseignes de ce dernier centre n'ont-ils pas assez à souffrir du manque actuel des consommateurs ? Ceetrus pourrait ainsi être candidat pour l'obtention du citron d'or de l'immobilier immobile. GD

d'Land méi mobil

Désormais, les abonnés peuvent lire le Lëtzebuerger Land sur leurs iPad et iPhone, ainsi que sur leurs portables et tablettes pourvus du système d'exploitation Android. Il suffit de télécharger l'application dans l'App Store de Apple ou dans le Play Store de Google.

www.land.lu

